

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 1/2. Januar/Februar 1920. 21. Jahrgang.

Aller Augen warten auf dich.

Psalm 145, 15.

„Aller Augen warten auf dich, Herr.“ So sagt der Psalmsänger, wenn er an all das denkt, was wir zum Leben brauchen, denn er fährt fort: „und du gibst ihnen Speise zu seiner Zeit“. Ja, wir Menschen sind nicht nur von Gott einmal erschaffen worden, sondern müssen auch alle Tage darauf warten, daß er uns etwas zum Leben gibt, sonst gehen wir zugrunde. — Und mit vielen anderen Dingen sind wir auch so täglich und stündlich von unseres lieben Gottes Hand abhängig. Wenn wir nicht darauf warten dürften, daß er dafür sorgte, daß wir unsern Fuß nicht an einem Stein stoßen, so müßten wir ja beständig Gefahr laufen, zu straucheln und zu fallen. — Aller Augen warten auf dich, Herr. Hat das nicht seine besondere Bedeutung in der Advents- und Weihnachtszeit, in der wir, während ich dies schreibe, noch stehen? Sie ist die Zeit des Wartens mehr wie manche andere. Und das verstehen Kinder am besten. Aller Kinder-Augen warten ja auf das Christkind. Der Hans und die Grete nicht weniger als Paul und Lieschen. Das ist ein fröhliches Warten. Und wenn dann der heilige Abend da ist, da wartet man um so fiebriger auf den Augenblick, da die Tür zur Weihnachtsstube geöffnet wird und all die Herrlichkeiten unter dem Christbaum uns entgegenlachen. Da danken wir dann dem lieben Gott, der uns das alles bescheren ließ und unser Warten gestillt hat.

Dann aber kommt das neue Jahr. So dunkel es auch vor uns liegt; warten nicht da erst recht aller Augen auf den Herrn? Ja, er muß mit uns wandern von einem Tag zum andern. Gibt er nicht Leben und Gedeihen im alten wie im neuen Jahr, so ist es aus mit uns. Darum muß unser Warten zum Gebet werden: Lieber Gott und Heiland: Führ uns an deiner Hand; aller Augen wollen ja auf dich sehen, so mußt du uns dann auch leiten!“

Und ist solches Warten auf die göttliche Leitung schon in den Dingen unseres kleinen Lebens nötig, wie viel mehr, wenn wir an die großen Dinge denken, vor allem an das Kommen des Reiches Gottes auf Erden, an die Mission! Da haben wir nun in gegenwärtiger Zeit so einzig und fest wie noch nie auf das zu warten, was der liebe Gott vorhat. Ihr wißt ja, daß unsere Missionare von vielen Missionsfeldern in die Heimat geschickt worden sind und nicht mehr unter den Heiden arbeiten dürfen. Was wird nun das neue Jahr bringen? Da kann es nur heißen: Aller Augen warten auf Dich. Der Herr wirds versehen und alles zu einem guten Ende bringen. Er kann sein Werk nicht liegen lassen. Das Warten der Gerechten wird Freude sein.

Bilder aus dem Tierleben in Westtibet.

Von S. H. Ribbach.

3. Der Jak.

Heute wollen wir den Karsonpaß (im Norden von Leh) überschreiten. Es ist Juni. Noch liegt der Schnee metertief auf den Abhängen und auf der Paßhöhe. Die letzte Nacht verbrachten wir am Fuße des Passes in einer geschützten Talmulde in kahler, kalter Bergwildnis im Zelte. Der Schulze des nächsten Dorfes unten im Tale hatte uns versprochen, beim ersten Morgengrauen mit vier Jaks zum Reiten und Lasttragen zur Stelle zu sein. Mit starker Verspätung trifft er gegen sechs Uhr ein mit vier Tibetern, von denen jeder einen Jak am Nasenring hinter sich herzieht.

Wir sehen uns die Tiere an. Es sind gewaltige Ochsen. Auf den kurzen, starken Beinen ruht ein mächtiger Körper. Der Rücken erhöht sich vorn zu einem Buckel. Das lange, grobe Haar hängt fast bis auf den Boden herab, wild schauen unter dem zottigen Stirnhaar an dem großen Kopf die Augen heraus. Die langen Hörner sind seitlich gebogen. Der buschige Schwanz schleift fast auf dem Boden.

Zwei der Ochsen führen die Männer heran, damit sie

uns als Reittiere dienen. Denn auf dem verschneiten Paß können wir kein Reitpferd benutzen.

Der erste Jak wird gesattelt. Es geht etwas mühsam. Der Sattelgurt ist für den dicken Leib viel zu kurz, er muß durch einen starken Ziegenhaarstrick verlängert werden. Das alles läßt sich der Jak, der von seinem Herrn am Strick mit dem Nasenring gehalten wird, ruhig gefallen. Nicht so der Zweite. Als der Mann mit dem Sattel sich nähert, springt dieser Jak entsetzt und erzürnt zur Seite, zerrt seinen Herrn hin und her und droht jeden, der sich ihm nähert, auf seine Hörner zu nehmen. Er muß abgeführt werden und bekommt statt des Reiters ein paar schwere Reisekoffer und ein Zelt zu tragen, wozu ihm ein hölzerner Sattel aufgeschnallt wird.

Nachdem die Jaks gesattelt und beladen sind, besteigen wir unsere seltsamen Reittiere, und der Aufstieg beginnt. Je ein Mann führt einen der Ochsen, denn einen Zügel kann man den Tieren nicht ins Maul legen. Doch läßt der Mann den Strick lang genug hängen, daß der Jak nach Belieben sich den Weg suchen kann. Zuerst geht es 1½ Stunden lang auf schmalem, steinigem Bergpfade am steilen Abhange hin, dann kommen wir in den Schnee. Der Weg



Der Jak.

verschwindet völlig. Auf der noch hartgefrorenen Schneefläche sucht sich der Jak vorsichtig den besten Weg aus. Oft steht er still, senkt den Kopf zu Boden, tastet vorsichtig mit den Hufen, macht einen Umweg, um eine unsichere Stelle zu umgehen, aber nie tritt er fehl. Doch gilt es fest im Sattel zu sitzen. Bei dem weglosen Steigen stehen wir plötzlich vor einer 1 Meter hohen Felsstufe, die erstiegen werden muß. Ehe wir es uns versehen, hebt sich der Oberkörper des Tieres aufrecht in die Höhe, wir greifen rasch in die zottige Mähne des Buckels und halten uns krampfhaft fest, um nicht hinten über den Sattel abzurutschen und in die Tiefe zu rollen. Der Jak setzt die Vorderbeine auf die Felskante, hebt mit einem plötzlichen, gewaltigen Ruck den schweren Körper mit seiner Last empor, und wir sind oben.

Nach vier Stunden Steigens wird der Schnee immer weicher. Die warme Sonne hat die Eiskruste geschmolzen. Das Steigen wird mühsamer für die Tiere, oft steigen wir ab, um ihnen die Arbeit zu erleichtern. Auf einmal fühle ich, wie alles unter mir weicht. Der Vorderteil des Jaks sinkt plötzlich tief in den Schnee ein und beugt sich auf die Seite. Ich werde unsanft in den Schnee gebettet. Zum Glück ist mein gehörntes Roß nicht mit seiner Körperlast auf mich gefallen, sonst hätte es zum mindesten eine arge Quetschung, wenn nicht gar ein gebrochenes Bein gesetzt.

So geht es unter manchen mehr oder weniger angenehmen Abwechslungen hinauf, und nach fünf Stunden mühsamen Steigens ist endlich der Scheitel des Passes in 5600 Meter Höhe (der Mont Blanc, der höchste Berg der Alpen, ist 4800 Meter hoch) erreicht, die braven Jaks haben uns sicher hinaufgebracht. (Schluß folgt.)

Der aussätzige Konfirmand.

In der Stadt Paramaribo in Suriname stand einer unserer Missionare in emsiger Tätigkeit. Er hatte die Freude, zu sehen, daß Gottes Geist an den Leuten arbeitete und so seine Tätigkeit mit Erfolg gekrönt war.

Es war eines Sonntags nach der Predigt, da machte er sich mit einigen Kirchendienern auf, zu einem Besuch und zu einer häuslichen Feier. Sie kamen in eine Hütte, wo ein Jüngling saß. Ein äußerlich armer, rührender Bursche. Er ist krank, ja er trägt die Spuren einer unheilbaren Krankheit an sich. Ihr wißt, der Aussatz macht sich im Gesicht, an den Füßen, an den Händen und allmählich am ganzen Körper bemerkbar. Und rührend ist es, wie die Krankheit später immer weiter um sich greift, wie die Kranken allmählich aussehen und wie behindert sie in ihren Bewegungen sind. Jahrelang trägt der arme Bursche schon diese Krankheit mit sich herum. Da es in Paramaribo Gesetz ist, daß ein solcher Kranker, wenn ihn die Polizei findet, in ein Asyl gebracht wird, so verstecken sich diese Kranken gern, denn nichts ist ihnen schwerer und deucht ihnen unerträglicher, als in eine solch abgeschlossene Welt einziehen zu müssen. So auch in diesem Fall. Die Familie des Kranken bringt ihn daher zu einer Verwandten, die außerhalb der Stadt wohnt. Dort, denkt man, wird ihn die Polizei nicht finden. Und wirklich, acht volle Jahre hat der Kranke dort zugebracht, ohne daß er gefunden wurde. Aber damit hing nun allerdings zusammen, daß er diese ganzen acht Jahre über keine Schule besuchen durfte, denn sonst wäre er doch entdeckt worden. So war es unserm Missionar etwas sorglich, als er zu dem Kranken ging. Wie würde er den Jüngling finden? Nicht war es ihm seiner Krankheit wegen ängstlich, sondern vielmehr wegen des inneren Zustandes, in dem er den Jüngling antreffen würde. Dieser hatte ja doch um nichts geringeres gebeten als um die Konfirmation, und da kam unserm Bruder natürlich die Frage: Wird sich der Jüngling denn irgendwie mit geistlichen Dingen beschäftigt haben in den Jahren, wo er keine Schule hatte, wird er noch irgend etwas vom Bibelbuch wissen; wie kann er aber konfirmiert werden, wenn er alles vergessen hat?

Und was war's? So ganz anders als sie erwartet hatten, trafen die Männer den Jüngling an. Dieser hatte die Jahre jener Abgeschiedenheit dazu benutzt, seine Bibel vorzunehmen und darin zu lesen, und nun wußte er alle biblischen Geschichten, nach denen man ihn fragte. Man brauchte ihm auch nicht zu sagen, daß er den und jenen Spruch lernen sollte, er tat es von sich aus und zwar mit größtem Eifer.

Und nun war es eine erhebende Stunde, als er nach allem Unterricht die Einsegnung empfangen sollte. Ein Tischchen wurde in die Mitte des Zimmers gerückt, weiß ward es überdeckt; und dann hob die Feier an. Ach, da war's eine Freude zu hören, wie freimütig der arme kranke Jüngling seinen Glauben bekannte, und es war eine Freude, zu sehen, mit welchem dankbaren und frohen Blick er den Segen des Herrn empfing. Wie lange hatte er auf diese Stunde gewartet und sehnsüchtig nach ihr ausgeschaut! Ja er hatte Gottes Geist an seinem Herzen arbeiten lassen, das spürten alle Anwesenden. Und nun dankte er dem Herrn von Herzen, daß er ihn diese Stunde erleben ließ.

Ach, allzulang hätte man damit nicht mehr warten dürfen, denn nach kurzer Zeit nahm die Krankheit, wie so oft, eine plötzliche Wendung zum Schlimmsten. Wenige Monate später, da stand derselbe Missionar am Sarge des lieben Jünglings. Der Herr hatte ihn früher, als man gedacht hätte, vollendet. Er hat aber seinen Glauben gehalten, trotz all des Schweren, das die Krankheit noch mit sich brachte. Wieder hielt derselbe Missionar sein Begräbnis. Aber mit welcher frohen Zuversicht konnte er davon zeugen

daß dieser Jüngling am Ziel angelangt sei! Wie konnte er dem Herrn Lob und Dank sagen, daß er wieder eine Seele zu sich gezogen hatte! Ja, so hatte der Herr inmitten des Heidenlandes wieder einen der großen Siege über das Menschenherz davongetragen, um die wir ihn immer bitten, wenn wir ihm die Missionsarbeit aus Herz legen. Möchten auch die diesjährigen Konfirmanden alle wirklich den Weg zu ihm finden und so ein Salz für ihre Umgebung werden!

Ein Jugendmissionsbund.

Heute möchte in Euch einmal etwas von unserm Jugendmissionsbund hier im Gnadenfreier Schwesternhaus erzählen. — Was ein solcher Bund ist, wißt Ihr gewiß alle. Wie er bei uns entstanden ist, und was es damit auf sich hat, möchte ich Euch erzählen.

Es war Anfang September vorigen Jahres, als Schw. Kootz, die Vertreterin der Jugendmissionsbundsache, gelegentlich eines Teeabends zu unseren Kindern und größeren Mädchen sprach. Sie erzählte von dem Jugendtag in Niesky und suchte die Kinder für die Jugendmissionsbundsache zu erwärmen, den Wunsch äußernd, daß sich bei uns auch einige zu diesem Zweck zusammenschließen möchten. — Am nächsten Abend baten mich einige meiner Stubenkinder, ihnen Näheres über diese Sache zu erzählen. Wir sprachen lange über den Ernst und die Wichtigkeit derselben, und zu meiner Freude kamen dabei verschiedene der Kinder auch auf das letzte Kinderfest zu sprechen, das scheints nicht spurlos an manchen der jungen Herzen vorüber gegangen war. — In den nächsten Tagen meldeten sich verschiedene zum Eintritt den Bund, und jetzt ist die Zahl der Mitglieder schon auf 21 gewachsen. — Am 19. September hatten wir unsere erste Zusammenkunft, bei der noch einmal Zweck und Aufgaben des Vereins eingehend besprochen wurden. Im Anschluß daran wählten wir, was den Kindern besonders wichtig war, eine Schriftführerin und eine Kassiererin. — Seitdem sind wir ungefähr alle vierzehn Tage zusammengekommen. Einmal erzählte uns eine hiesige Schwester von ihren Reisen durch das heilige Land und der Arbeit im Aussätzigenasyl und syrischen Waisenhaus in Jerusalem. Ein anderes Mal machten wir eine Reise nach Surinam und versetzten uns im Geist an der Hand von Photographien in das „Totenland" zu den Buschnegern. Andere Abende wurden ausgefüllt mit Bibelkunde und Bibelbesprechung. — Ueberhaupt stehen Gebet, Gesang und Bibelbetrachtungen im Mittelpunkt unserer Zusammenkunft. Die Kinder zeigen viel Freude und Interesse an der Sache und erwarten die Abende immer mit Ungeduld. — Wöchentlich zahlt jedes Mitglied 20 Pfennig für die Mission. Das „Brüderische Jugendblatt" und verschiedene Missionsblätter werden mit Interesse gelesen. — Zu meiner Freude haben in letzter Zeit wieder einige Kinder gebeten, näheres über Pflichten und Aufgaben eines Mitglieds unsers Bundes zu hören. — Wie schön wäre es, wenn unser Bund immer mehr wachsen würde und zwar nicht nur an Zahl, sondern auch an innerem Gehalt, wenn es eine wirklich treue Beterschar würde, die etwas dazu beitragen könnte, unserm so schwer getroffenen Missionswerk wieder aufzuhelfen! Ein Gebetsbund wollen wir vor allem sein, was braucht unsre Zeit nötiger als treue Beter? F. N.



Tagesschule bei den kranken Kindern in Bethesda in Suriname.

Kaiser-Ehrung in Deutsch-Ostafrika.

Nicht wahr, unsres Kaisers vergessen wir nicht. Wir können es gar nicht. Vollends jeder Januarmonat, der seinen Geburtstag bringt, erinnert uns an all die fröhlichen Feiern und Feste in Schule, Kirche und Volksleben, an denen wir all dessen gedachten, das Gott uns in diesem Haupte eines mächtigen, frommen, friedliebenden, deutschen Kaiserhauses gegeben hatte.

Gefeiert wurde Kaisers Geburtstag natürlich auch in den deutschen Kolonien. Das ist ja in allen Kolonien eines europäischen Staates so: des Geburtsfest des jeweiligen Herrschers wird überall begangen. Und ich denke, auch jetzt noch, wo man uns zunächst die Kolonien geraubt hat, werden die Eingeborenen, wenn der 27. Januar herankommt, des Kaisers gedenken und ihm — wenn auch nicht mehr laut mit dem Munde, — so doch still innerlich im Herzen danken für all das Glück und Gute, was er ihnen und ihrem Lande gebracht hat, danken.

Was für Wohltaten hat unsres Kaisers Regierung den Kolonien gebracht! Nur reichlich drei Jahrzehnte hat

Deutschland Schutzgebiete besessen. Und wie haben sich diese in der kurzen Zeit entwickelt! Grade dieses schnelle Aufblühen unsrer Kolonien war ein Hauptgrund des Neides unsrer Feinde. Darum überzogen sie uns mit Krieg.

Zur Blüte unsrer Kolonien hat aber auch der Kaiser selbst beigetragen. Schon dadurch, daß er immer wieder betonte, Deutschlands Zukunft liege über dem Wasser, dann aber auch durch manche direkte Anregung zum Ausbau der Schutzgebiete. Darum hat man ihm an jedem Geburtstag, besonders aber bei Gelegenheit seines 25 jährigen Regierungsjubiläums grade auch in den Kolonien gedankt. Man hat ihm, woran uns unser Bild erinnert, öffentliche Ehrungen erwiesen bei den Paraden an seinem Geburtstag am 27. Januar, wie an jenem 16. Juni 1913, an dem wir allerorten seinen Regierungsjubel begingen.

Diesen feierten auch die Schüler unserer höheren Schule in Rungwe im Nyassagebiet. Wie freuten die sich, als sie von diesem Festtag hörten. Da wollten sie dem Kaiser so recht von Herzen danken für die Ruhe und den Frieden, den er ihrem Lande gebracht hatte. Denkt Euch, vorher hatten böse Menschen in Ostafrika Sklavenjagden veranstaltet daß heißt, sie hatten die armen Schwarzen eingefangen und als Sklaven weggeschleppt und verkauft, und wenn sie nicht gutwillig mitkommen wollten, sie verhungern lassen oder getötet. Und auch andere Fehden und Streitigkeiten hatten im Lande Unruhe gebracht. Nun aber die Deutschen im Namen des Kaisers Besitz von Ostafrika ergriffen hatten, war Ruhe eingetreten. Daß wußten jene Schüler. Und so bereiteten sie eine schöne Festfeier vor, um den Kaiser zu ehren. Sie übten Reigen und Gesänge ein. Und der Lehrer sollte eine Kaiserrede halten; und dann sollte ein Sack Reis und ein Bock verzehrt werden, das gab das Festmahl ab.

Nun, leider konnte das Fest wegen Krankheit der Schüler nicht am Tage selbst gefeiert werden. Nur dem Bock ging es trotz dessen an den Kragen, der mußte dran glauben. Die Reigen und Gesänge hat man später aufgeführt. Auch noch zu Ehren des Kaisers. Was aber nun die Zöglinge am eigentlichen Festtag doch noch machten, um den Kaiser zu ehren, das war das: sie schrieben ihm jedes einen Brief zum Dank für all die Wohltaten, die er ihrem Lande während seiner Regierung erwiesen hatte.

Einen solchen lassen wir hier folgen. Und wollt ihr den Schreiber selbst sehen, wenigstens im Bilde, dann laßt euch von Vater oder Mutter, Lehrer oder Lehrerin das Januarheft des „Missionsblattes“ geben und sucht auf dem Bild, das diesem beigegeben ist, den Burschen, der auf der vordersten Reihe der Schüler auf dem zweiten Platz von rechts her sitzt. Aehnlich wie er schrieben alle anderen. Einzelne ließen noch des Kaisers „Frau und Kinder schön grüßen“. Andre freuten sich vor allem, daß er ein gerechter und ein frommer Kaiser sei.

Nun aber der Brief:

Mittelschule Rungwe, den16. Juni 1913.

Der große Tag des Festes des Kaisers.

Du unser Herr Kaiser! Wir grüßen Dich, Du Herrscher. Der Du herrscht, so sagen wir Dir Dank. Wir alle haben uns sehr gefreut, als wir die gute Botschaft hörten von der Beendigung der 25 Jahre. Wir sagen Dank, unser Kaiser Wilhelm, Du hast gut geherrscht. Darum freuen wir uns alle; Dank dir Erhabener! Du, o Kaiser, Deine Jahre mögen sich mehren, auch die kommenden mögen sein wie die ersten, sie mögen viele sein; fahre fort, wohl zu herrschen, du Guter, Milder, Gerechter Gottes! Wir danken Dir, wir neigen uns, wir kommen demütig zu Dir. Du, Kaiser, hast uns gerettet, uns aus ganz Afrika. So sagen wir Dir vielen Dank. Und nun fange ich an, Dir etwas von dem Tun der Araber zu erzählen.

So komm denn und höre: Früher geschah es, daß die Araber in unser Land kamen. Da faßten sie die Leute wie Elefanten, und wenn sie jemand gefaßt hatten, dann gingen sie weg. Auch eine meiner Mütter (nicht meine rechte Mutter) haben sie gefaßt — mein Vater hatte drei Frauen. Ich wundere mich noch jetzt über die Bosheit der Araber. Sie machten die Menschen zu Tieren; einige sprachen von „schwarzem Elfenbein“, das von dem Elefanten nannten sie „weißes Elfenbein“. Du aber hast uns errettet, Du Kaiser Wihelm II. — Ich bin Ulisubisya, Sohn des Mwalubaba.

An Kaiser Wilhelm II.



Kaisers Geburtstag in Langenburg (Nyassa).

Rätsel.

Manchem gilt es heut als Glück, wenn er für sein Silberstück Umgekehrtes nimmt zurück.

Nicht wahr, ihr sucht unser „Nord und Süd“, unser Jugendmissionsblatt recht zu verbreiten? Vor allem die Mitglieder eines Jugendmissionsbundes und eines Jugendbundes sollten es halten. Und größere Jünglinge und Jungfrauen sollten nach „Kampf und Sieg“ greifen.

„Aus Nord und Süd“ erscheint zweimonatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.

Herausgeber Prediger Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 3/4. März/April 1920. 21. Jahrgang.

Ein Ferienausflug des Kinderheims in Saron.

Wir wollten so gern mal eine Bootsfahrt mit den Kindern machen; das hatten noch die wenigsten erlebt. Und so hatten wir den „Christoph Kersten", ein schönes, großes Motorboot gemietet; das sollten wir ganz für uns allein haben. Es sollte uns die Suriname hinunter und die Commewijne ein Stück hinauf bringen bis nach Alkmaar, wo Br. Legêne, der Kulimissionar, wohnt. Wie hatten sich die Kinder gefreut, als wir ihnen das sagten!

Also, der sehnlichst erwartete Tag kam. Alles Nötige war eingekauft und verpackt; ganz früh schon bald nach 5 Uhr sprangen kleine dunkle Gestalten auf dem Platz beim Kinderheim herum; heut ging das Baden, Anziehen und Platzkehren ganz schnell. Vor 6 Uhr kam das große Frachtauto von C. Kersten & Co. angetutet. Es sollte unsere Sachen und alles, was den weiten Weg zur Stadt nicht laufen konnte, zum Hafen bringen, wo das Boot lag. Wir andern gingen unter fröhlichem Geplauder zu Fuß; jedes Kind hatte an einem Strick seinen Becher gebunden und trug eine Flasche mit Wasser.

Nun waren wir schon auf dem Markt, noch um einige Ecken, und dann glaubten wir, das Boot würde vor uns liegen. Da kommt uns meine Frau entgegen; als ich ihr Gesicht sehe, schießt mir der Gedanke durch den Kopf: da wird doch nicht etwa irgend etwas passiert sein! — Leider, leider war's doch so! Das Boot ist voll Wasser, wir können nicht fahren, sagt meine Frau. Wir wollten's ja garnicht glauben: aber wer's noch nicht glaubte, konnte sich gleich von der Wahrheit überzeugen. Da lag das Boot ganz schief, und aus der Schiffspumpe kam ununterbrochen ein dicker Wasserstrahl. Es war kein Gedanke daran, daß wir fahren konnten. So war unser so schön geplanter und vorbereiteter Ausflug buchstäblich ins Wasser gefallen. War das eine arge Enttäuschung! Da gab's lange und betrübte Gesichter; einige große Jungen schimpften wohl auch etwas.

Was nun tun? Zum Unglück fuhr gerade das Flußboot, das auf der Commewijne Dienst tut, in großem Bogen in den Fluß hinaus. Vielleicht hätten wir da noch mitfahren können; aber nun wars zu spät. Meine Frau, Schw. Hanna, Schw. Wirth und ich steckten die Köpfe zusammen, um zu beraten. Sollen wir gleich wieder nach Hause gehen oder erst irgendwo frühstücken? Oder was beginnen? — Vielleicht können wir nach Bethesda fahren, das Schiff ist noch nicht weg! — Das können wir tun! Schnell, schnell fragen, ob sie uns noch mitnehmen!

Ach, auch das glückte nicht, es war kein Platz mehr für so viel Kinder! Tuuut! Das Schiffchen fuhr los, und wir saßen in der Wartehalle und wußten wieder nicht, was tun. Laßt uns in den „Kulturgarten" gehen, sagte da jemand. Richtig, das werden wir machen, das ist wenigstens ein kleiner Ersatz. Den Gedanken hat uns sicher der liebe Gott eingegeben!

Sofort wurde das Frachtauto noch einmal heran telephoniert. Als dann einige größere Jungen mitfahren durften, um am Bestimmungsort die Sachen abzuladen, und als zum zweiten Mal wieder eine Menge Kinder ins Auto gepackt wurden, hellten sich die Gesichter auf und die Freude begann zurückzukehren. Wir anderen wanderten zu Fuß. Bald waren wir am Ziel. Der „Kulturgarten" ist eine große Anlage, wo Versuche mit allerlei Gewächsen und Bäumen angestellt werden. Da gibt es schöne, schattige Spazierwege. In der Mitte ist ein freier Platz, auf dem sich einige gewaltig hohe Bambussträucher erheben. Bänke stehen unter einem runden Schutzdach.

Hier ließen wir uns häuslich nieder. Aber nun erst mal frühstücken! Denn das hatten wir eigentlich noch nicht getan, und wir waren doch schon tüchtig gelaufen. Die Kinder setzten sich ins Gras, und bald war jedes mit seinem Brot und seiner Apfelsine beschäftigt. Ich glaube, bei den meisten war Alkmaar schon vergessen; und vollends, als wir dann lustige Spiele spielten: Wanderball, Drittenabschlagen usw., hatten wir wieder unsere alte fröhliche Kinder-

schar. Die Arbeiter, die in der Nähe beschäftigt waren, hatten auch ihre Freude an ihr.

Wir machten dann einen kleinen Spaziergang durch die Anlagen; da hinten herum, wo eine Anzahl Javanen wohnen, bis zum Schießstand der Soldaten, da wurden Schwuppen abgeschnitten, von den Bäumen gefallene Mandeln aufgelesen, die tausende von kleinen Kaffeebäumchen bewundert und auch eifrig Naturkunde getrieben.

Zum Mittagessen suchte sich jedes ein Plätzchen unter den Bambussträuchern. 2 Fünf-Cent-Brote, Salzfleisch und kalter Tee — wie herrlich schmeckte das! Sogar ein Stückchen Eis fehlte nicht; ohne das kann man wohl in Suriname kein richtiges Fest feiern. Wie erfrischend ist das, wenn die Sonne so heiß brennt!

Nun kamen die bösen Stunden von 1—3; da ist es so drückend warm, daß man zu nichts recht Lust hat. Darum ließen wir auch die Kinder sich beschäftigen, mit was sie wollten: sie durften nur nicht gar zu weit weglaufen, sodaß man sie nicht mehr sehen konnte. So macht man es wohl auch in der Heimat, wenn mit der Anstalt oder Schule ein Ausflug gemacht wird. Später haben wir dann noch fröhliche Spiele gemacht. Schleuderball, Topfschlagen, Blindekuh, Katze und Maus. Die kennen unsere Kinder alle. Ihr solltet mal sehen, mit welchem Eifer sie die spielen; da muß man immer von Herzen mitlachen.

Inzwischen war's aber Zeit, zusammenzupacken; das Frachtauto kam wieder, unsre Sachen zu holen. Und dann ging's nach Hause durch die staubigen Straßen der Stadt. Bald waren wir schon in der Vorstadtgemeine Ruten Brede, dann auf der hohen Brücke über den Saramakka-Kanal. Als wir die Bahn überschritten, war's schon ganz dunkel, und im Kinderheim brannten die Lampen. Wir waren zu Hause. An diesem Abend legten wir uns alle zeitig ins Bett; wir waren recht müde. Wir waren aber auch recht dankbar, daß wir so einen schönen Ausflug hatten machen dürfen, wenn er auch recht anders ausgefallen war, als wir es uns gedacht hatten.

H. Rüffer.

Weihnachten im Safwalande (Ostafrika).

(Schluß).

Am Weihnachtsabend, sobald die Sonne unterging, läutete die Glocke zur Christfeier. Die Wartenden sitzen zum Teil schon draußen vor der Kirche, die aus dem Dorf sind schnell da; und sobald die Türen geöffnet werden, strömen sie hinein, in den Kirchensaal, der hell erleuchtet ist. Drei große Hängelampen brennen — ein Geschenk der Neusalzer Schulkinder — und viele, viele Lichter, die rund um den Saal an den Wänden angebracht sind. Mein Mann hatte dazu Konsolbretter gemacht und mit Löchern versehen; in diese wurden die dicken Wachslichter gesteckt. Die Kinder haben am Christabend besondere Vorrechte: sie nehmen die vorderen Bänke ein, die Eltern und anderen Erwachsenen sitzen hinten. Die Kinder sollen ja uns und der Gemeine die Weihnachtsgeschichte erzählen. In früheren Jahren hat mein Mann selbst alles mit den Kindern eingeübt, dann aber hat er die Lieder, die Weissagungen und die Geburtsgeschichte, die versweise von den einzelnen Kindern aufgesagt werden, aufgeschrieben und dem schwarzen Lehrer übergeben. Lehrer und Kinder haben ihre Sache gut gemacht, es klappt alles; kein Kind muß aufgerufen werden, jedes steht zur rechten Zeit auf und sagt seinen Spruch mit lauter Stimme und freudevoll glänzenden Augen. Den Lobgesang der Engel sagen alle Schulkinder zusammen auf. Im ganzen Saal herrscht trotz der Menschenmenge Ruhe und Ordnung, wie es sonst nicht immer der Fall ist.

An dem Fest, von dem ich im besonderen erzähle, da gab es freilich zuerst noch eine kleine Störung, aber diese machte uns Freude: die Kirchentür ging noch einmal auf, und hinein marschierten noch 6 Knaben aus einem Dorfe des Häuptlings Mpoli, eine Stunde von Utengule entfernt; an ihrer Spitze der Mparu, der sich bei der letzten Schulprüfung den ersten Preis geholt hat. Ihre schwarze Haut glänzte von oben bis unten, denn sie hatten sich eben am Bach gründlich gewaschen — was in ihrem jungen Leben nicht zu oft vorkommt —, und nun waren sie noch nicht wieder trocken geworden.

Zum Schluß der Feier werden noch einige Weihnachtsverse gesungen und währenddessen Lichter ausgeteilt. Jedes Kind bekommt 1 großes brennendes Wachslicht. Und wie hüten sie es, daß es nicht ausgeht! Der allerletzte Vers wird nicht mehr in so vollen Tönen gesungen, denn die meisten der Kinder sind mit ihrem Licht beschäftigt. Wie stolz marschieren sie mit ihm aus der Kirche nach Hause! Wie traurig blicken die Augen der Kinder, die vielleicht unter die Erwachsenen geraten und darum beim Austeilen übersehen worden waren. Als „erste Saaldienerin“ stand ich an der Tür der „Schwesternseite“. Waren noch Lichter übrig, dann bekamen die Übersehenen auch noch eins; gab's keins mehr, dann langte ich nach den Lichtern auf den Brettern an der Wand und teilte von diesen noch aus. Wenn das die Frauen sahen, die noch kleine Kinder auf dem Rücken hatten, dann hielten sie mir die Rückenkinder so eifrig hin, daß ich es nicht übers Herz bringen konnte, sie abzuweisen, ich mußte auch dem Rückenkind noch ein Licht geben. Ja, Eltern und Kinder freuten sich über die Lichter. Mein Mann und ich standen nach der Christnachtfeier gern noch draußen vor der Kirche und sahen, wie die brennenden Lichter durch die Dunkelheit nach Hause wanderten; nach allen Seiten hin sah man sie, gleich Glühwürmchen, auftauchen und wieder verschwinden, bis die Lichtträger ihre Hütte erreicht hatten oder im hohen Gras, das sie noch von ihrem Dorfe trennte, verschwunden waren.

Unsre Häusburschen, die bei uns arbeiteten, bekamen aber doch noch etwas mehr; in dem einen Jahr bekamen sie ein Lendentuch, ein Taschentuch, Geldtäschchen, eine europäische Schüssel für ihren Brei, ein Büchel und einen Blei-



Dorfhäuser in Gnadental (Südafrika).

stift, ein großes Stück Seife, und Erdnüsse zum Knabbern; ja auch noch ein Licht, denn sie sind schon „gebildeter" und wollen gern am Abend ihre dunkeln Hütten erhellen. Das Geldtäschchen hatten wir ihnen von „zu Hause" kommen lassen, denn seit einigen Jahren gab es Bargeld im Lande, man war nicht mehr nur auf die Tauschwaren angewiesen. Aber leider waren die bestellten Täschchen zu klein ausgefallen; das im Lande eingeführte Rupienstück war fast so groß wie ein Taler; 3 Rp. im Monat bekam der kleinste Küchenjunge, für diese brauchte er schon einen ordentlichen Beutel, vollends wenn er noch andere kleine Schätze dazu packen wollte. — Taschentücher schlangen sich unsre Burschen früher um den Kopf. Jetzt aber erbaten sie sich solche „um sie in der Kirche zu gebrauchen, wenn sie Schnupfen hätten!" — Sein Büchel brachte Johanni, einer der Burschen, gleich zu meinem Mann, und bat ihn so dringend, ihm doch die Litanei und die Kirchenlieder einzuschreiben, daß mein Mann, trotz seiner vielen andern Arbeit es ihm nicht abschlagen konnte. Johanni sagte: „Ich kann mirs doch nicht ordentlich einschreiben, daß es dann so aussieht, wie deins! und ich möchte doch auch gern nach der Nummer aufschlagen können."

Die Christnacht! 20 mal haben wir sie draußen mit unsern Leuten gefeiert. Anfangs waren es nur wenige Leute, denen wir die frohe Botschaft verkünden konnten; so wenig, daß sie in unserm kleinen Wohnzimmer Platz hatten. Dann wurden es mehr und immer mehr, so daß sie der Saal der großen Utengule-Kirche kaum faßte. Immer mehr Lichter wurden ausgeteilt und so äußerlich und innerlich immer mehr Licht in die dunklen Safwahütten hinein getragen. Möchte es auch in dieser trüben Zeit recht licht werden in den Herzen der Schwarzen, wie in unser aller Herzen!

E. Kootz.



Nähschule im Kinderheim in Saron (Suriname).

Der Jak.

Von S. Ribbach. (Schluß).

Das Pferd wird auf schlechten Pfaden ängstlich, nervös und unruhig, besonders wenn es über schlüpfrige Schneefelder oder spaltenreiche Gletscher geht. Da tut der Jak mit seiner großen Ruhe und Sicherheit unbezahlbare Dienste.

Oben angelangt, steigen wir ab, um zu Fuß über die Schneefelder ins jenseitige Tal (das Nubratal) hinabzusteigen, denn wenn es steil bergabgeht und der Jak gelegentlich in seinem Drange, schnell ins Tal und auf die Weide zu kommen, den steilen Abhang hinabtrottet, hohe Felsstufen hinabspringt, ist es ratsam, nicht im Sattel zu sein.

Am unteren Rande des Schneefeldes treffen unsere Jaks auf Genossen ihrer Art, die dort auf der steilen Halde weiden. Hier an der Grenze des ewigen Schnees ist ihre Heimat, in der sie sich wohl fühlen. An den felsigen Hängen kletternd, suchen sie sich ihre kärgliche Nahrung, das harte Berggras, das in einzelnen Büscheln zwischen dem Gestein wächst, sowie allerlei holzige Stauden und Pflanzen, die vereinzelt auf der steinigen Halde stehen.

Wenn die Jakochsen einige Zeit zum Tragen von Lasten oder zum Pflügen im Tale gedient haben, müssen sie bald wieder auf die kälteren Bergeshöhen gebracht werden, sonst werden sie krank, zumal im Sommer, und sterben. Die weidenden Jaks auf den Bergen zu hüten, daran denkt niemand. Sie schützen sich mit ihren gewaltigen Hörnern gegen Wölfe und wilde Hunde selbst. Der Schneeleopard freilich kann einem Jak gefährlich werden.

Oft begeben sich die weidenden Tiere auf eine Wanderung und überschreiten hohe Bergrücken, um in einem benachbarten Tale nach Nahrung und Wasser zu suchen. Tagelang müssen dann ihre Herren sie suchen, wenn sie gebraucht werden; manches Tier geht dabei verloren oder wird von Dieben weggetrieben. —

Die Jaks bringen ihren Besitzern reichen Nutzen Die Jakkühe geben ausgezeichnete, fette Milch, das Fleisch dieser Rinder ist sehr schmackhaft, das lange Haar wird im Frühjahr geschoren und dient dem Tibeter zur Herstellung von starken Stricken, Säcken, Teppichen und Zelten, das starke Leder zum Besohlen der Tuchstiefel, zu Riemen und Zaumzeug der Pferde, der getrocknete Mist als geschätzter Heizstoff in den baumlosen Bergwüsten. Von den

Priestern geweihte Jakschwänze wehen auf Stangen von den Dächern der tibetischen Klostertempel.

Auf unseren Stationen Pu und Kyelang kommt hie und da einmal Jakbraten oder eine geräucherte Jakkeule auf den Tisch des Missionars. In Leh und Khalatse niemals. Der eingeborene Fürst von Kaschmir, zu dessen Reich auch Ladak (das Gebiet, in dem jene beiden Stationen liegen) gehört, ist seiner Religion nach ein strenger Brahmane (ein Hindu), und diesen Leuten gilt das Rind als ein heiliges Tier, das angebetet wird und niemals getötet werden darf. So ist es denn auch im Kaschmirstaat durch das Gesetz streng verboten, ein Rind zu töten, ja früher stand Todesstrafe auf diesem „Verbrechen". Heute noch schmachtet mancher „Kuhmörder" im Kerker auf der Bergfeste Hariparbat bei der Hauptstadt Srinagar und büßt dort seinen Frevel. Auch die Europäer müssen sich diesem Gesetz fügen und in Kaschmir und in Ladak auf Rindfleisch verzichten, wenn sie nicht gewärtigen wollen, des Landes verwiesen zu werden.

Als ich einmal zeitig im Frühjahr von Kaschmir aus den Sodschipaß überschritt, sahen wir auf einem Schneefelde, über welches der Weg führte, einen Dso (eine Kreuzung von Jak und Rind) liegen, zwar noch lebend, aber unfähig, sich von der Stelle zu bewegen. Er war mit einer Karawane von Lastochsen mit schwerer Ladung auf dem Rücken über den Paß getrieben worden, war auf der glatten, gefrorenen Schneefläche ausgeglitten und hatte sich im Fallen mit der Last das Rückgrat verrenkt, die Hinterbeine waren gelähmt. So lag er hier hilflos und ging dem sicheren Tode durch Verhungern oder als Beut der Wölfe oder Leoparden entgegen. Gern hätte ich dem Leiden des armen Tieres durch eine Kugel ein Ende gemacht, aber das durfte ich ja nicht. Mit Mühe zog ich mit meinen Tibetern das Tier von dem kalten Schnee weg auf den Rasen daneben, an eine Stelle, wo es, wenn auch mühsam etwas Gras fressen konnte. Dann mußten wir es seinem dunklen Schicksal überlassen. Wahrscheinlich haben im Dunkel der folgenden Nacht mohammedanische Tibeter, die nach uns den Paß überschritten, das Tier geschlachtet und heimlich weggeschafft. Ihnen ist, wie auch den Juden, das Schwein ein unreines Tier, dessen Berührung sie unrein macht, aber das Rind, wie auch Schaf und Ziege, schlachten sie ohne Gewissensbisse und essen ihr Fleisch gern. Der Christ muß sich, wenn er Fleisch genießen will, an die letzteren Tiergattungen, an Schaf und Ziegen, halten.

Paviane in Gnadental, (Südafrika).

Br. Nitschmann erzählt in seinem bald erscheinenden Buch: „Unter südafrikanischem Himmel", das wir bestens empfehlen, auch manches, das Kindern lustig sein wird, z. B.:

Wir erhalten jetzt wieder öfters ungebetenen Besuch aus den Bergen. Neulich waren gegen zwanzig Paviane in unseren Gärten, um die letzten Äpfel zu stehlen. Sehr lieben sie auch den Kohl und Mais, und wo diese Kerle in einem Feld gehaust haben, da ist gewöhnlich nicht viel für die Ernte übrig geblieben.

Einmal überraschten wir sie mitten in den Beeten. Im Nu waren sie auf und davon über den Stacheldrahtzaun und in den Wald hinauf. Ein alter Bursche nahm sich noch einen Kohlkopf unterm Arm mit, während er im andern einen kleinen Sprößling trug, der offenbar noch nicht schnell genug laufen konnte. Aber wie schlau diese Burschen sind! Immer warten sie mit ihrem Besuch, bis die Mittagsglocke geläutet hat und sich kein Mensch mehr im Garten blicken läßt. Oder sie kommen am Sonntag, während man in der Kirche sitzt. Und immer haben sie auf irgendeinem Felsvorsprung oder im Wald über dem Garten einen Wächter postiert, der sie sofort warnt, wenn Gefahr im Verzug ist. Auch wissen sie ganz genau, ob man ein Gewehr bei sich hat. Ist das nicht der Fall, dann nehmen sie sich Zeit mit dem Davonlaufen, wenn sie nicht den Menschen angreifen. Auf alle Fälle ist es ratsam, ohne Waffe ihnen nicht nahe zu kommen, und es ist immer ungemütlich, ihnen so in der Wildnis zu begegnen, weniger im Garten, wo sie sich nicht so sicher fühlen.

Gestern hat der „wilde Jäger" einen ganz alten Pavian geschossen. Er lag nicht weit von unserm Haus drüben im Eichbusch. Natürlich liefen wir alle hin, ihn zu besehen. Den Kindern wars erst nicht geheuer, als sie den struppigen Gesellen da liegen sahen, die Augen noch offen und die Zähne fletschend. Als ich ihn aber umkehrte und er sich nicht rührte, waren sie beruhigt und betrachteten ihn neugierig von allen Seiten.

Eigentlich sehen diese Gäste aus den Bergen unbeschreiblich häßlich und widerwärtig aus, und ich verstehe nicht, wie man so geschmacklos sein kann, in ihnen die Urahnen des Menschengeschlechts zu verehren. Ich wenigstens fühle mich wohler ohne verwandtschaftliche Beziehungen zu ihnen.

Ich habe mir von dem Erschossenen eine Hand abschneiden lassen und will sie in der Sonne trocknen, um sie dann zu meinen afrikanischen Raritäten zu legen.

Daß diese Tiere übrigens allerlei menschenähnliche Züge haben, weniger in ihrem Aussehen als in ihren Manieren, läßt sich nicht leugnen. So erzählte mir einmal ein Kollege in Wittewater, er habe beobachtet, wie ein alter Pavian ein widerspenstiges Junges über's Knie gelegt und väterlich gezüchtigt habe. Auch verstehen sie vortrefflich mit Steinen und anderen Gegenständen auf ihre Angreifer zu werfen, so daß man immer auf der Hut vor ihnen sein muß, wenn sie auch in den seltensten Fällen von sich aus den Menschen angreifen.

Rührend soll es sein, wenn ein Pavian angeschossen ist. Dann preßt er seine Hände auf die Wunde und stöhnt und wimmert so kläglich, daß es einem das Herz erbarmen kann. Mancher soll es aus diesem Grund nicht mehr über sich bringen, auf einen Pavian zu schießen. Und doch ist es von Zeit zu Zeit nötig, einen zu erlegen. Das allein hält sie für längere Zeit von den Gärten fern. Aber sie kommen doch wieder, wenn der Hunger sie plagt.

Für Kinder scheinen sie ein besonderes Interesse zu haben. Das läßt wenigstens jene alte Geschichte vermuten, die einst hier in Gnadental passierte und deren Held — wenn man ihn so nennen darf — noch heute leben soll, wenn er nicht inzwischen gestorben ist.

Dieser Held war damals ein kleines Baby und lag eines Tages — es war auch grade Mittagszeit — dicht beim Haus im Garten in seinem Wagen und schlief. Kommt da ein Pavian, sieht sich das kleine Menschenwesen an, findet offenbar Gefallen an ihm, nimmt es aus dem Wagen und unter den Arm und klettert, als auf das Geschrei des Kindes die Aja (das Dienstmädchen), oder wer es war, aus dem Haus herausstürzte, mit ihm auf das Dach des Hauses! Mit Entsetzen sehen die Eltern ihr Kind dort oben im Arm des Pavians. Was konnten sie tun, um es zu retten? Schießen hätte ja für das Kind den sicheren Tod bedeutet. Da verfielen sie auf die einzig richtige Hilfe in der Not: Sie brachten eine Anzahl süßer Melonen und anderer Früchte herbei, die die Paviane besonders lieben, legten sie nicht weit vom Haus auf einen Haufen und entfernten sich dann, um vom Pavian ungesehen, das Weitere zu beobachten.

Richtig, nach einiger Zeit vorsichtigen Umherängens klettert Freund Pavian mit dem Kind im Arm vom Dach herunter, legt es behutsam auf die Erde und macht sich über die verlockenden Früchte her. Ein wohlgezielter Schuß und — das Kind war gerettet. Es war das Söhnchen eines Missionarspaares. Als er längst ein Mann geworden war, hat er selbst die Geschichte oft genug erzählt. Aber ich wollte sie doch auch hier zur bleibenden Erinnerung aufzeichnen. —

Rätsel.

Wie sieht das Menschenleben aus?
Kehr's um, so ist's dein letztes Haus.

„Aus Nord und Süd" erscheint zweimonatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. uud mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.

Herausgeber Prediger Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 5/6. Mai/Juni 1920. 21. Jahrgang.

Das Schulleben in Quigillingok (Alaska).

Schwester Mewalt, eine unserer Missionslehrerinnen in Alaska, erzählt von ihrer unterrichtlichen Tätigkeit im ersten Arbeitsjahr allerhand Schönes. Der erste Schultag mußte vollständig der Reinigung der „lebendigen Köpfe" und einer allgemeinen Säuberung gewidmet werden, ja letztere muß von Zeit zu Zeit wiederholt werden. Denn die Eskimo leben in Verhältnissen, die es unmöglich machen, sich rein zu halten. — Ueber Mangel an Lerneifer war im allgemeinen nicht zu klagen. Ich hatte alle Lebensalter in der Schule, sogar Jünglinge wollten lesen und schreiben lernen. So waren solche immer in der Schule, wenn sie nicht auf Jagd ausgezogen waren oder andere notwendige Arbeiten verrichten mußten. Auch eine Anzahl Mütter kamen eine Zeitlang. Ein gut Teil unsrer Arbeit bestand darin, daß ich auf der Tafel oder an der Karte Erläuterungen gab, da wir wenig Lehrmittel und fast keine Bücher hatten, mit Ausnahme einiger Lesebücher, die nur die älteren Kinder zu benutzen verstanden. Es war erfreulich, die verschiedenen Abteilungen der Schule zu beobachten; und besonders die älteren Kinder machten schöne Fortschritte im Lesen und Schreiben; aber auch die Fibelklasse ist jetzt so weit, daß ihre Schüler kurze Sätze lesen können. Großen Spaß macht es ihnen, wenn die Lehrerin Sätze aufschreibt, in denen ihre Namen vorkommen. Nur wenige versuchen, englisch zu sprechen, und so besteht die Arbeit oft darin, Gegenstände zu erklären, die sie nicht kennen. Wir hatten dazu große Karten mit allen möglichen Abbildungen von Gegenständen, die in Alaska kaum vorkommen; so z. B. Karten, auf denen Obst und Gemüse abgebildet war. So lernten die Kinder die Bezeichnung der Dinge und lernten etwas sprechen. Das erste Mal gab ich den größeren Schülern Worte, aus denen sie Sätze bilden sollten. Und der Erfolg war, daß sie z. B. schrieben: „Ich habe man Augen! oder Das Mädchen haben ein wenig ein Buch! Der Knabe war zur Schule." Ja manche hatten überhaupt keine Sätze gebildet. Jetzt aber schreiben einige sehr nett, sie lernen jedesmal etwas mehr. Oft buchstabieren wir um die Wette, was sie sehr belustigt und wobei jeder den andern zu übertreffen versucht. Alles was mit Zahlen zusammenhängt, macht ihnen Spaß, besonders das Tafelrechnen. Nur gab es zum Leidwesen der Kinder keine Möglichkeit, vor Weihnachten viel Zeit darauf zu verwenden. Die meisten Kinder haben jetzt gelernt, „Guten Morgen" zu sagen, wenn sie ins Zimmer eintreten. Und nun sagen sie allerdings Guten Morgen zu jeder Tageszeit, des Morgens, zu Mittag und am Abend; und was besonders schön ist, manche versuchen jetzt doch auch etwas englisch zu sprechen.

Es ist gradezu überraschend, wie schnell die Kinder lernen; besonders schnell fassen sie Lieder und Melodien auf; das Singen ist bei groß und klein beliebt, und Bewegungsgesänge haben noch den Vorteil, daß die Kinder dabei verstehen, was sie singen. So haben sie eine ganze Anzahl Lieder in den Schulstunden gelernt. Und dann kam Weihnachten, ein großer Freudentag für groß und klein. Da sangen sie nach Herzenslust. Und fast alle Kinder erhielten kleine Geschenke; die Mädchen Schürzen, die Knaben Blusen. O ich wünschte, unsre Freunde in der Heimat hätten die leuchtenden Kindergesichter sehen können, als die Burschen und Mädelchen zum erstenmal solche Kleidungsstücke erhielten. Ich konnte fast die Tränen der Freude nicht zurückhalten, und ich sagte mir, wenn das auch der ganze Dank für meine Arbeit sein sollte, so wäre diese nicht umsonst getan. Kein Wunder, daß die armen Kinder so glücklich sind, denn viele hatten ja in ihrem Leben noch keine Schürzen besessen.

Außer dieser Tagesschule hielten wir noch zweimal in der Woche eine Abendschule. In dieser aber unterrichtet Bruder Drebert. Da lernen die Eingeborenen lesen und schreiben in ihrer eigenen Sprache. — Nähschule hielten wir an zwei Nachmittagen der Woche. Diese Stunden waren den Kinden sehr lustig. 17 Mädchen versuchten sich in diesen Künsten. Vor Weihnachten hatten sie dann 35

Schürzen und 16 Blusen fertig genäht. So hatten wir Blusen, zu denen die Freunde in den Vereinigten Staaten den Stoff geschickt hatten, genug, um allen Schülern, die die Schule an 20 oder mehr Tagen besucht hatten, welche zu geben. Die Kinder nähen sehr nett; z. B. Borte, auch flechten sie Schnüre. Was meine Mutter mir noch aus der Heimat mitgegeben hatte, stand uns für schönen Hemdbesatz zur Verfügung. Es war gradezu bewundernswert, wie manche zu arbeiten verstanden; und auch das Interesse war erstaunlich, das manche an ihren Schürzen nahmen. Es tat mir sehr wohl, daß sie so bei der Sache waren. Sie haben auch 35 Handschuhe fertiggestellt, die dann an Washingtons Geburtstag ausgegeben wurden. An diesem Tag hatten wir eine nette Feier mit schönem Programm. Jedermann freute sich über die Gesänge- und Deklamationen, über die Flaggenreigen und Märsche. In den Unterrichtsstunden, in denen die Mädchen nähten, hatten die Burschen allerhand gröbere Arbeiten zu verrichten, besonders Holz für den Gebrauch in Kirche und Schule zu spalten.

In der Kochkunst konnten wir nicht Unterricht erteilen. Nur in der Weihnachtszeit kamen 6 Mädchen, um uns beim Backen mehrerer hundert kleiner Kuchen zu helfen. Es war interessant zu beobachten, wie sie die verschiedenen Figuren ausschnitten und sie mit Rosinen verzierten. Oft sagten sie dabei: Ich möchte nun aber wissen, wer dies Stück bekommt.

Die meisten Kinder zeigten großes Interesse an ihren Schularbeiten und waren regelmäßig zur Stelle. Dann, als die Kälte geringer wurde, zogen eine ganze Anzahl Familien auf den Fischfang aus. Sie hatten hauptsächlich gewöhnliche Seenadeln zu fangen. So heißt eine Fischart hier. Aber sogar im Sommer, als es Fische in Menge gab, hatten einige Leute noch gar keine Vorräte für den Winter gesammelt; sie dachten vielleicht, der nächste Winter würde wohl günstiger sein als alle andern. Das Wegziehen der Leute von dem Missionsplatz auf ihre Fischfangstationen bringt immer eine große Veränderung für die Schule mit sich. — Während der Grippe beobachteten wir, daß die Leutchen eine sehr falsche Vorstellung von der Krankheit und der Vorsorge hatten, die man treffen muß, um die Ausbreitung der Seuche zu verhindern; darum wurde den Kindern damals nicht erlaubt, Schule und Kirche zu besuchen, sonst hätte die Krankheit leicht weitergreifen können. Gott sei Dank aber sind wir vor der Seuche bewahrt geblieben.

Zu bös ist es aber, daß wir so wenig Lehrmittel und auch keine richtigen Pulte haben und noch andere Ausstattungsgegenstände für den Schulraum fehlen. So können die Kinder sich gar nicht recht vorstellen, was sie eigentlich alles arbeiten und lernen könnten. Und es ist für eine neue Lehrerin, wie ich es bin, schwer, nur schon darauf zu halten, daß die Kinder an ihren Plätzen bleiben und in der Schule nicht umherlaufen.

Was die Gesundheit betrifft, so ist es mühsam, viel für dies Volk zu tun, denn zu viele Menschen leben in einem Haus zusammen; sie wollen sich nämlich auf diese Weise warm erhalten, weil es ihnen an Feuerholz fehlt. Daher sind ihre Wohnräume sehr dumpf und sehr feucht. Auch verstehen sie nichts vom Kleiderwechsel. Wenn sie ein neues Kleidungsstück bekommen haben, so behalten sie es an, bis es zerrissen ist, dann muß eben ein neues übergezogen werden, um die Löcher zu verstecken. Jedenfalls sehen unsere Freunde aus diesem Bericht, daß es hier ein reiches Feld der Tätigkeit gibt.

Die Heldentat des kleinen Ostafrikaners.

Liebe Kinder! Heute möchte ich euch eine kleine Geschichte erzählen, die mir neulich meine Frau erzählte. Ich glaube, sie wird euch alle interessieren. Sie ereignete sich auf der Missionsstation Kingoli. Dort war ein kleiner Knabe etwa 9 Jahre alt, namens Tunswige. Dessen Aufgabe war es, die Kühe des Missionars zu hüten. Und das ist in Afrika nicht immer eine so leichte Aufgabe wie bei uns. Dort schleichen Raubtiere, Schlangen und anderes Getier umher,



Eskimofamilie in Alaska.

gegen das der Wächter die Kühe schützen muß. Viele Waffen besitzen unsre Hirten nicht, meist haben sie nur einen Stock und einen Speer. Nun weiß ich gar nicht, ob Tunswige einen Speer besaß. Nehmen wir es aber an. Er hütete also eines Tages, wie alle Tage, die Kühe des Missionars an den grünen Hügelabhängen am Nyassa-See. Die Sonne war höher und höher gestiegen und brannte heiß hernieder. Wir Europäer suchen uns gegen die heißen Sonnenstrahlen zu schützen; die Eingeborenen dagegen suchen sie auf. So machte es auch Tunswige. Er legte sich so wie er war, fast nackend, mit dem Rücken nach oben in die glühende Sonne und ließ sich von ihr bescheinen. Auch in dieser Beziehung sind die Schwarzen anders als wir. Was wir als eine Last empfinden, ist für sie eine Wohltat.

Die heiße Sonne lockt aber auch so manches Getier aus dem kühlen Erdboden. Plötzlich beobachtet Tunswige, daß die Kühe unruhig werden; besonders eine. Er merkt im ersten Augenblick nicht, was die Ursache sein könnte. Da sieht er auf dem Rücken der einen eine lange, armdicke Schlange. Es ist die gefürchtetste, vor der alle Eingebornen einen Schrecken haben, ja, die sie sogar, wenn sie tot ist, noch fürchten. Sie sieht wunderschön hellblau aus. Nur hat sie etwas ganz Merkwürdiges an sich, was andre

Schlangen nicht haben. Unter dem Schwanzende trägt sie einen fingerlangen Stachel. Mit diesem schlägt sie rückwärts und bohrt ihn in ihr Opfer ein. Genau wie der Skorpion. Dann beißt sie mit ihren Zähnen und saugt das Blut aus ihrem Opfer. Die Kuh wäre ohne Zweifel gestorben, wenn nicht der tapfere Tunswige gewesen wäre. Er nimmt seinen Hirtenstock, geht mutig auf das Tier los und schlägt es auf den Rücken. Noch einige wuchtige Schläge, und das Tier liegt tot am Boden. Die Kuh ist gerettet. Natürlich ging das alles viel schneller, als ich es hier erzählen kann. Ohne Zweifel war das ein Heldenstück des kleinen Tunswige; denn diese Schlange ist so bösartig, daß sie, ohne angegriffen zu werden, Menschen und Tiere angreift. Wie leicht hätte sie sich auf Tunswige stürzen können, als er auf sie zukam. Er schlägt ihr endlich den Kopf ab und geht mit diesem, wie einst der kleine David mit dem Haupte des Goliat zu Saul, so auf die Missionsstation. Ihr könnt euch denken, wie erfreut der Missionar über diese Heldentat des kleinen Tunswige war. Aber auch die Eingebornen, die in der Nähe wohnten, freuten sich nicht minder. War doch wieder ein so gefürchteter Bösewicht unschädlich gemacht worden. Aber der Missionar ließ Tunswige auch nicht unbelohnt davon gehen, sondern gab ihm zur Belohnung ein Stück Zeug und eine Hand voll Salz. Letzteres ist ja ein besonderer Leckerbissen für unsre Leute. War Tunswige nicht ein guter Hirte? Er dachte nicht, wie er in diesem Fall hätte denken können: Ach, was geht mich die Kuh des weißen Mannes an, ich werde mein Leben nicht unnötig in Gefahr bringen. So kann euch, liebe Kinder, der kleine Tunswige ein rechtes Vorbild sein, rechten Mut und rechte Treue zu üben. P. Uhlmann.



Missionsstation Isoko in Nyaßalande mit der früheren Missionarsfamilie.

Ende gut, alles gut.

Es ist jetzt gerade 60 Jahre her, da fuhr auf der Insel Borneo ein holländisches Dampfschiff den breiten Kapuasstrom hinauf. Als es sich der Missionsstation Tanggohan näherte, sahen die Leute, die darauf fuhren, am Ufer eine Gestalt stehen, die mit dem Taschentuche winkte. Es war eine junge Missionarsfrau. Mit ihren beiden Kindern schaute sie voll Todesangst nach dem Schiffe aus. Die Kinder hatten nur ihre Nachtröckchen an, auch die Mutter war sehr notdürftig gekleidet. Die Jacke, die sie trug, war mit Blut befleckt, mit dem Blute ihres eigenen Mannes.

Wenige Tage vorher war unter den Dajak, den wilden Bewohnern von Borneo, ein Aufstand gegen die holländische Regierung, der das Land gehört, ausgebrochen. Alle weißen Männer sollten ermordet werden, die Frauen und Kinder aber sollten den braunen Häuptlingen als Eigentum gehören. Auch nach Tanggohan, wo mehrere Missionare mit ihren Frauen und Kindern versammelt waren, kommen die Mörder. Sie verwunden den Missionar Rott durch einen Speerstich, daß er zusammenbricht. Notdürftig verbindet ihn seine Frau. Noch einmal treten sie dem aufgeregten Haufen entgegen und sprechen beruhigende Worte; aber ein Hagel von vergifteten Pfeilen ist die Antwort. Nun gibt es nur noch eine Hoffnung: Hin zu dem Flusse hinter dem Hause! Aber die Boote sind vorher von den Feinden weggenommen. Nun hockt das kleine Häuflein am Ufer. Die mordgierige Schar stürmt heran. Missionar Rott betet noch mit schwacher Stimme: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist". Die kleine Maria ruft: „Nun sind wir sogleich bei dem lieben Herrn Jesus". Dann werden sie alle von den andrängenden Heiden in den tiefen reißenden Strom hinabgestoßen.

Nur die junge Frau Rott ist damals gerettet worden. Ein Dajak hat sie aus dem Wasser gezogen. Auch ihre beiden Kinder blieben am Leben. Sie wurden von jenem holländischen Dampfschiff aufgenommen und kehrten später nach Deutschland zurück. Frau Rott ist sehr, sehr alt geworden. Sie wohnt noch heute in Bielefeld. Sie hat es erfahren, daß auch diese traurige Geschichte schließlich doch ein gutes Ende nahm. Damals, im Jahre 1859, ist die ganze Arbeit der Rheinischen Mission auf der Insel Borneo

zerstört worden. Längere Zeit durften die Missionare nicht wieder nach Borneo zurück. Darum gingen sie nach Sumatra zu dem Volk der Batak, und heute kann man sehen, wie gut das war. Auf Borneo wollen noch heute die Dajak nicht viel wissen vom Heiland; aber unter den Batak von Sumatra sind viele tausend Heiden schon Christen geworden. Die Geschichte, die auf Borneo anfing, ist sehr traurig, aber das Ende auf Sumatra ist fröhlich, und darum heißt es auch von dieser Geschichte Ende gut, alles gut.

Ein Kinder-Missionsbund.

Die Goßnersche Mission unterhält einen freiwilligen Kinder-Missionsbund. Da kommen die Kinder wöchentlich zwei Stunden zusammen und arbeiten für die Mission. Sie kleben, sie sägen, sie pinseln, schnitzen Kerbholz, sie nähen Puppenkleider und Deckchen, sie sticken, häkeln, stricken und flicken. Jeder Tisch hat eine Tischälteste oder eine Leiterin. Ein Lied, das gesungen wird, bringt Unterhaltung in die Arbeit. Die letzte halbe Stunde ist der Missionserzählung des Leiters gewidmet. Von Zeit zu Zeit gibt es Verlosungstage, wo die Arbeiten verkauft werden. An diesen nehmen natürlich Eltern und Freunde teil. Der Ertrag der Arbeiten ist selbst erworbenes, verdientes Geld, das die Kinder dann der Mission darreichen. So wird selbsttätige Teilnahme für die Mission geweckt. Seit Neujahr 1919 haben sich in Berlin 9 solche Bünde gebildet. Leider nur fehlt es in der gegenwärtigen Zeit an Arbeitsmaterial, an Stoffresten, Garn, Laubsägeholz, Tuschkasten, buntem Papier, Schnitzmessern, Geräten für Schnitzarbeit usw. — Wir haben hie und da ähnliches in unseren Kreisen, aber noch nicht überall, wo es möglich wäre. Vielleicht gibt die Mitteilung über den Schweizer Jugendmissionsbund, die wir bald in „Kampf und Sieg" bringen werden, erneute Anregung, ähnliches zu versuchen, wo wir noch keine Ortsgruppen unseres Jugendmissionsbundes haben. Wo solche aber bestehen, da grüßen wir sie hierdurch und wünschen ihnen fröhliches Gedeihen.

Die Schweizerfahrt unserer Missionskinder.

Dienstag, den 13. April, gab es auf dem Herrnhuter Bahnhof ein schönes Durcheinander: Rund 30 Kinder bestiegen den Zug. Etwa die Hälfte davon waren „Gnadauerinnen", Schülerinnen unserer Gnadauer Institute, die aus den Osterferien zur Arbeit zurückkehrten. Fünfzehn Kindern aber blühte ein besonderes Glück. Die zogen in die Ferien. Und noch dazu in die schöne Schweiz mit ihren Seen und Bergen, Matten und Halden. Kein Wunder, daß ihnen das Leben und der Frohsinn aus den Augen lachte. Es waren alles Missionskinder, sie wurden daher von zwei Missionarsfrauen, zwei Müttern, den Schwestern Blohm und Stolz, begleitet.

In Bautzen stiegen wieder Kinder ein, nicht weniger als 35, die aus unseren Missionskinderanstalten in Kleinwelka kamen und die fröhliche Schar vermehrten. Auch ein Knabe aus Niesky war von der Gesellschaft; und aus Ebersdorf, und ich glaube auch aus anderen Gemeinen, stießen später noch Kinder hinzu.

Nach Halle ging die Fahrt zunächst. Dort trafen die Kinder noch im Lauf des Tages ein. Von dort ging die eigentliche große Fahrt quer durch Deutschland nach Frankfurt a. M. und dann südwärts auf Basel zu. Die Kinder wurden in Halle nach Gruppen geordnet, einer bestimmten Leiterin übergeben, gespeist und getränkt und, als die Dämmerung immer tiefer und die Nacht immer schwärzer herniedersank, zu dem schönen, langen D-Zug geleitet, der die Kinder aufnehmen sollte. Wie wunderbar schön und praktisch war alles vorbereitet und organisiert! Nicht weniger als 700 Kinder, darunter 160 Missionskinder von den verschiedensten deutschen Gesellschaften standen auf dem Bahnsteig gut gruppiert, mit den großen Plakaten „Missionskinder", „Berlin-Friedenau", „Tempelhof" usw., die je eines der Kinder hoch hielt. Die 50 Damen, die zur Begleitung mitreisten, hatten jedem Kinde eine Marke mit Namen und Gruppenbezeichnung (M bedeutete Missionskind) umgehängt und allen eingeschärft, die Gruppe, der sie zugeteilt sind, nicht zu verlassen. Dann stiegen sie ein, jede Gruppe in einen Wagen. Der Zug setzte sich aus 14 schmucken D-Zugswagen zusammen, war aus Rücksicht auf die Kinder durchwärmt und konnte, da alles zur Zeit fertig war, fahrplanmäßig um Mitternacht den Bahnhof verlassen. Noch ein letztes Winken und Grüßen, und hinaus rollte der Zug mit seiner kostbaren Last in die dunkle Nacht.

Die Mütter sahen sich an: „Sollen wir uns sorgen?" „Nicht einen Augenblick." Der „große Kinderfreund", der nicht schläft noch schlummert, fährt mit; und die Menschen haben alles so wunderschön vorbereitet, daß, so viel Menschen überhaupt vorsorgen können, alles, was zur Behütung der Burschen und Mädchen getan werden konnte, getan worden ist. — An mehreren Haltepunkten sind längere Aufenthalte vorgesehen. Da werden die Kinder wagenweise gespeist. So in Eisenach, Frankfurt usw. Am letzterem Ort, wie auch in Karlsruhe, kommen noch Kinder aus West- und Süddeutschland hinzu. Wohl am zweiten Morgen früh um 6 Uhr wird der Zug in Basel eingetroffen sein. Da wartet dann wieder der hungrigen Magen eine gute Suppe, das treffliche Schweizerbrot, Milch und Kakao und dann fröhliche Wochen voll Erquickung des Magens und Herzens, voll Sonnenscheins der Liebe von Freunden der Mission, weil Freunden des Herrn Jesu.

Ein Arzt hat diese Kindertransporte in der Hand (ein Geheimrat Professor Dr. Abderhalden in Halle). Die Kinder werden bei der Ankunft und vor der Heimreise ärztlich untersucht werden und die Freunde, bei denen sie in der Schweiz wohnen, ärztlich beraten; z. B. wird ihnen an die Hand gegeben, den Magen der Kinder anfangs nicht aus lauter Liebe zu schwer zu belasten; weshalb der Vorrat an Milch und Eiern, der gegeben werden darf, für die erste Zeit vorgeschrieben wird, damit sich die der kräftigen Kost entwöhnten Kinder allmählich wieder an sie gewöhnen. Einzelne Damen stehen mit den Kindern auch in der Schweiz in Verbindung und nehmen sie nach der Erholungszeit wieder in Empfang.

Welch große Wohltat für die Kinder, diese ihre Schweizerfahrt! Mit roten Wangen und frischen Augen werden die matt Blickenden wieder zu uns zurückkehren. Einen warmen Dank darum den werten Wohltätern! Gott segne Euch für jeden Becher Milch, den ihr diesen Kleinen darreicht. Er werde euch gelohnt von dem, der einst sprechen wird: „Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeist. Wahrlich, was ihr getan habt einem dieser Geringsten, das habt ihr mir getan" (Matth. 25.) — Einen Dank aber sollen die lieben Schweizer auch von den Menschen haben, denen sie wohltun. Nicht wahr, ihr Kinder, ihr beweist euren Dank durch Liebe und Gehorsam? Und die Eltern und Anverwandten seien gebeten, den Freunden in der Schweiz nach diesen Wochen etwas von den Kindern zu erzählen, wie sie sich weiter entwickeln usw., das freut die Schweizer. Das ist mir zugeraunt worden. Und damit Gott befohlen, ihr Großen und Kleinen alle!

Quittung.

Für Mission durch W. Wetzig in Tanndorf von 2 Lesern von „Aus Nord und Süd" Mk. 2.—.
Mit herzlichem Dank erhalten **Die Geschäftsstelle.**

Durch Br. H. Jannasch in Stuttgart von Schulkindern in Aschaffenburg gesammelt Mk. 22.50.
Mit herzlichem Dank erhalten **Missions-Verwaltung.**

„Aus Nord und Süd" erscheint zweimonatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 7/8. Juli/August 1920. 21. Jahrgang.

Bilder vom Jugendtag.

Vorbemerkung. Der Jugendtag dient den einzelnen Gruppen des Jugendbundes der Brüdergemeine. Seine Mitglieder kommen da zusammen. Aber auch andere Jünglinge und Jungfrauen sind willkommen, und man freut sich vollends, wenn sie sich dem Bunde anschließen. Wir reden vom Jugendbund hier, weil er zu unsrer Freude auch Mission treibt. Ein Paragraph seiner Satzungen macht ihm das zur Pflicht. Und durch die Unterstützung, die er dem Helfer Waluseschelo in Deutsch-Ostafrika angedeihen ließ, bekundete er, daß er diese Pflicht gern erfüllt. Innerhalb des Jugendbundes arbeitet sogar ein organisierter Jugendmissionsbund, der sich in mehrere Ortsgruppen teilt. Ueber seine Arbeit wird im Jugendblatt berichtet werden. Wir hoffen, daß davon auch in „Nord und Süd" öfters die Rede ist, denn in „Nord und Süd" gehören solche Mitteilungen erst recht hinein. Bei der Feier des „Jugendtags" in Kleinwelka am 6. und 7. Juni war ein Nachmittag der Mission gewidmet, davon erzählt uns Schw. Kootz im folgenden Artikel. Wir hoffen, daß die Mission in ihrer Bedeutung für die Jugend und für die Arbeit an der Jugend immer mehr erkannt und gewürdigt werde. Damit wünschen wir aller Missionsarbeit des Jugendbundes Gottes Segen. T. B.

Grau und trübe brach er an, der 6. Juni, der Jugendtag! Was aber stört die Jugend der graue Himmel, wenn das Herz voll tiefer Erwartung ist? Ich habe zugesehen, wie der Saal der Kirche in Klein-Welke sich mit Jugend füllte, mit älterer und jüngerer Jugend, doch trübe Gesichter fand ich nicht unter ihr. Wurden sie aber nicht trübe unter der ernsten Predigt Br. Reichels, die ihnen Philippus und Nathanael vor die Augen stellte (Joh. 1, 43). Philippus sagt: „Du Nathanel, wir haben Jesum gefunden! Nun, du liebe jugendliche Seele, kannst du das auch von dir sagen, ich habe Jesum gefunden?"

Reich war der Jugend — aber auch uns Alten — der Tisch gedeckt. Einst wird es offenbar werden, wer zugelangt und sich satt gegessen und satt getrunken hat, oder wer das Brot und Wasser des Lebens verschmäht hat, weil es ihm nicht die rechte Speise zu sein schien.

Nach dem Mittagessen sollten Spiele gemacht werden, doch die Sonne fehlte dazu. Um 4 Uhr versammelten wir uns wieder im Saal und hörten mit einer Pause von 20 Minuten drei Vorträge von Br. W. Schmidt, Grunewald und Frey. Ich fragte zwei Tage darauf ein Mädchen von 13 Jahren, was sie und ihre Kameradinnen davon besonders behalten, was ihnen besonderen Eindruck gemacht hätte. Darauf kam sie mit ihrem Notizbuch und las mir vor: „Daß wir ein Recht zum Leben haben und ein Recht, verstanden zu werden; daß wir ein Recht haben zur Kritik, dann aber auch die Pflicht zur Selbstkritik; daß wir Gesandte Gottes sein sollen und keine heimlichen Sklaven von Büchern und Bildern; daß wir offen und ehrlich sein sollen und gleich gestehen, wenn es etwas zu gestehen gibt." Mehr wissen wir nicht, sagte meine kleine Freundin. Doch ich denke, „mehr" brauchen die Kleinen nicht zu wissen. Jeder einzelne Punkt gibt dem nachdenkenden Kinde überreichen Stoff zum Weiterarbeiten an sich selbst, und jedes einzelne Wort kann das Kind hinausgeleiten ins Leben und an seinem Herzen zum Mahner und Erzieher werden.

Der Sonntagabend war dem Ablegen von Selbstzeugnissen gewidmet. Die Turnhalle der Mädchenanstalt, die uns schon am Sonnabend zur Begrüßung vereinigt hatte, war fast bis auf den letzten Platz gefüllt. Wir, die wir den Heiland schon ergriffen haben, sollen seine Zeugen sein, wir sollen andere an unserm Glück teilnehmen lassen und sie dadurch reizen, auch die Arme nach dem Frieden auszustrecken, den uns der Heiland verspricht. Es stand mancher Zeuge auf, manche Zeugin. Sie versuchten es, das gefundene Glück und den erlangten Frieden, den sie als Errettete genießen, zu schildern. Aber ist das denn möglich? Ich glaube, es ist nicht restlos möglich. Ich kann es andern nicht sagen, wie groß mir der Friede ist, den

mir mein Heiland durch seinen Opfertod errungen hat. Ich kann andere nicht teilnehmen lassen an den glückseligen Minuten, die mich mein Heiland in seiner Gemeinschaft erleben läßt. Das muß jedes einzelne Menschenkind für sich selbst erleben. Aber eben erlebt muß es werden, erleben muß es die Jugend. Am leichtesten ergreifst Du, liebe jugendliche Seele das Heil, und du ergreifst es auch am innigsten. Vor dir hat das Leben noch keine Hindernisse aufgebaut, die du erst niederreißen mußt, wenn du einen anderen Weg einschlagen willst. Frei und offen liegt das Jugendland vor dir, frei jeder Weg. Wähle den rechten.

Die ernstesten Stunden erlebten die Teilnehmer am Montag vormittag. Da war Bibelbesprechung über Joh. 15, 1—17. Zuerst gemeinsam in der Aula der Knabenanstalt und dann in einzelnen Gruppen in verschiedenen Räumen. Ich denke, der Herr, in dessen Namen dieser Jugendtag veranstaltet wurde, war bei jeder Zusammenkunft in unsrer Mitte. Aber an diesem Vormittag trat er doch noch fühlbarer unter uns und fragte jede einzelne Seele dringend und laut: „Ich bin der Weinstock, willst du fruchtbringender Rebe an mir werden? Und wenn du dich noch nicht entschließen kannst — was hindert dich daran? Oder wenn du dich entschlossen hast, was hindert dich, noch froher und freier zu werden?"

Um ¼12 Uhr sammelten sich die Gruppen wieder in der Aula. Da kam die Frage: „Wollen wir nun einander teilnehmen lassen an dem, was wir in den kleinen Kreisen gesprochen haben?" Die Antwort lautete: „Nein, das wollen wir lieber nicht; die Pflänzlein sind eben in die Erde gesenkt worden, wir wollen sie zudecken, damit sie in der Verborgenheit im Schatten erst Wurzel fassen, bis sie erstarkt sind. So wollen wir statt dessen singen. Das Eine schlägt diesen Vers vor, das Andere jenen. Aus unserm Festabschluß wurde eine Singstunde, wie sie die alten Brüdergemeinler gehalten haben. Und so froh, wie sie darüber geworden sind, wurden auch wir.

Montag Mittag. Wieder ist der Himmel grau und trübe. Soll der geplante Ausflug auf die „weite Bleiche" unterbleiben, oder wollen wir es doch wagen? „Manchmal regnet es, manchmal ist's schön!", so hatte einer der Jugendbundleiter prophezeit. Und in der frohen Hoffnung, daß es mehr schön sein würde als regnen, zog die fröhliche Jugend los. Sie ist nicht enttäuscht worden. Zwar war es zu naß, um Spiele im Freien machen zu können; aber im großen Gesellschaftszimmer des Gasthauses konnten alle Unterkommen finden. Es gab Milchkaffee zu kaufen, und davon sind viele Kannen getrunken worden.

Der Jugendtag war gemeint als Werbetag. „Nötiget sie hereinzukommen!" Aber es waren viele unter der Schar, die schon „hereingekommen" waren. Denen brachte Br. Gemuseus' Missionserzählung vom Jugendbund in Rungwe, Deutsch-Ostafrika, ein köstliches Wort: „Der Jugendbund ist da, um uns wachzuerhalten, wenn wir einschlafen wollen". So hatten es sich die schwarzen Jugendbündler da draußen in der Ferne selbst erklärt. Wenn diese Leute recht früh aufwachen wollen, dann nehmen sie sich einen Hahn mit in die Hütte; der weckt sie am frühen Morgen, wenn die Sonne Afrikas noch lange nicht daran denkt, die dunkle Erde zu erhellen. Und er weckt sie nicht nur einmal, sondern er kräht wieder und immer wieder, so daß der Schläfer aufwachen und munter bleiben muß.

Da hatten wir den Schluß der Festtage zusammengefaßt: Der Jugendtag will werben und einladen. Der Jugendbund will uns wach erhalten und rufen, immer wieder rufen; uns mahnen, für den Herrn zu leben und zu arbeiten, solange es Tag ist.

Grau und trübe begann das Jugendfest, in Sonne gebadet endete es. Zu dem Spaziergang um die Felsen der „Weiten Bleiche" und zum Marsch zurück nach Bautzen und Klein-Welke schien die Sonne und vergoldete den Frühling um und in der Jugendschar. E. Kootz.



Missionsmädchen-Erziehungsanstalt in Kleinwelka bei Bautzen.

Bilder aus dem Tierleben in Westtibet.

Von S. H. Ribbach.

Das Schaf und die Ziege.

Heute geht's auf die Berge mit den Schafen und Ziegen. Eben ist die Sonne dort im Osten über dem zackigen Berggrat aufgegangen und gießt Licht und Wärme über Täler und Halden aus. Da wird's im Dorfe lebendig. Die Türe von Tserings Haus öffnet sich, und der bezopfte Hausbesitzer treibt seine kleine Herde von etwa dreißig Schafen und Ziegen ins Freie, die dann von seinem Buben weitergetrieben werden. Blökend und meckernd geht die kleine Herde die enge, winkelige Dorfgasse aufwärts, beim nächsten Gehöft schließt sich eine zweite kleine Herde an, eine dritte und vierte folgen, bis alle Schafe und Ziegen des Dorfes beisammen sind. Ein zweiter Knabe hat sich als Hirte dazugefunden. Nun biegt die Herde, von ihren beiden jungen Hirten mit lautem Zuruf und Pfeifen getrieben und gelenkt, in ein Seitental ein. Am klaren, kalten Bache, der das Wasser des fernen Schneefeldes von den Bergen herabführt, nehmen die Tiere ihren Morgentrunk. Der muß für den ganzen Tag vorhalten, denn auf den kahlen Höhen der Ladaker Berge quillt kein Wasser. Die Knaben halten ihre Tiere gut beisammen, und kein Schäferhund hilft ihnen dabei. Will sich eine vorwitzige Ziege gar zu weit von der Herde entfernen und auf den warnenden Zuruf nicht hören, dann saust ein wohlgezielter Stein aus der Schleuder des jungen Hirten dicht über sie hin, sodaß sie erschreckt wieder der Herde zueilt. Erst geht es in geschlossener Herde schnell im Tale aufwärts. Ein alter Ziegenbock mit großen Hörnern leitet die Herde, die anderen Tiere folgen sittsam, nur einige junge Zickel machen übermütige Seitensprünge. Ein Schaf hinkt und kann nur mühsam folgen. Es hat ein Bein gebrochen, und man hat ihm eine Schiene angelegt. Vor ein paar Tagen war das Unglück geschehen. Eine Steinlawine war niedergegangen und ein Stein, der in gewaltigen Sätzen den Abhang herabgerollt kam, hatte das ahnungslose Tier getroffen und ihm das Bein zerschmettert.

Nun steigt die Herde langsam am steilen Berghang hinauf auf die Weide und zerstreut sich allmählich. Aber

was ist das für eine Weide? Wenn man vom Tale hinaufblickt auf die Höhe, möchte man meinen, auf diesen öden Hängen wüchse weder Halm noch Blatt. Freilich ist hier nichts mehr zu sehen von den saftig-grünen Almen (Bergweiden) von Kaschmir oder Lahaul. Steile Berghalden, von zackigem Fels hier und da unterbrochen, mit Steingeröll besät, da und dort ein Büschel hartes Wüstengras, einige stark-würzig riechende Pflanzen, Stauden und Sträucher: das ist die „Weide", wie sie diese Wildnis bietet.

Aber Schaf und Ziege sind anspruchslos. Mit Sicherheit finden sie die ihnen zusagenden Pflanzen heraus und vermeiden sie die vielen giftigen und schädlichen. Kletternd, springend suchen sie sich ihre Nahrung noch auf den höchsten Felszinnen, dem schmalsten Felsenband, wo auch der kühnste Bergsteiger ihnen nicht folgen kann.

Die Ziege ist im Klettern weit gewandter und kühner als das Schaf und verrät in ihrer Kletterkunst ihre nahe Verwandtschaft mit dem Steinbock und der Gemse. Aber auch das Schaf klettert äußerst gewandt und sicher und zeigt, daß es ein echtes Bergtier ist.

Sehen wir uns die weidenden Tiere einmal an. Die Schafe sind meist etwas kleiner als unser Hausschaf, weiß oder dunkelbraun gefärbt. Dazwischen bemerken wir einige viel größere, hochbeinige Tiere, deren Heimat die großen tibetischen Hochsteppen sind. Die Ziegen sind kleine, zierliche Tiere, deren Haar fast bis auf den Boden herabreicht. Es ist das gewöhnlich als „Kaschmirziege" bezeichnete Tier, dessen Heimat aber in Wirklichkeit die Hochtäler Tibets ist.

Die Herde weidet nun den ganzen Tag, indem sie langsam am Berghang hinzieht, denn die öde, trockne Halde ist bald abgeweidet. So kommt der Nachmittag heran. Sengend brennt die Julisonne vom wolkenlosen Himmel herab, heiß prallen ihre Strahlen von den Felsen, vom Sande der Halde zurück. Die Tiere suchen den Schatten der Felsen auf und ruhen dort wiederkäuend ein Stündchen aus. Nur einige wenige Nimmersatte weiden noch zerstreut am Abhang. Die Hirtenbuben haben sich ebenfalls im Schatten eines vorspringenden Felsens niedergesetzt und verzehren dort ihren Mehlpapp. Schwere Schwüle brütet über Berg und Tal, Stille herrscht ringsum. Da — auf einmal ein Sausen in der Luft — ein angstvolles Blöken und Meckern. Ein gewaltiger Steinadler saust aus den Lüften herbei und stößt auf eins der noch abseits weidenden Lämmer. Schreiend springen die Hirtenjungen auf, Stein auf Stein aus ihrer Schleuder fliegt rechts und links an dem König der Lüfte vorbei. Ein Stein trifft die linke Schwinge, er zuckt zusammen, aber dann erhebt sich der Räuber mit mächtigen Flügelschlägen mit seiner Beute. Die Krallen der starken Fänge (Füße) sind dem Lamm ins Herz gedrungen, es gibt keinen Laut mehr von sich.

Nun halten die Buben bessere Wacht. Der Schreck sitzt ihnen in den Gliedern. Und doch — was nützt alle Wachsamkeit, wo so viele Gefahren lauern? Ein Unglück kommt selten allein, sagt ein deutsches Sprichwort.

Der Schreck über den Raub des Lammes hat sich ein wenig gelegt, die Achtsamkeit hat nachgelassen. Die Tiere, welche die Knaben unzählige Male zusammengetrieben hatten, haben sich wieder am Abhang weit zerstreut.

Eben erzählt Tsering seinem Freunde Pagspa die Geschichte, wie der schlaue Fuchs den dummen Bären und den Wolf überlistet hat, daß beide den Tod erleiden mußten. „Die waren doch gar zu dumm, der Bär und der Wolf", denkt Pagspa. Da fährts wie ein Blitz in die Herde. Ein eiliges Rasen und Jagen, ein angstvolles Blöken und Meckern. Eine Wölfin hat sich im Geklüfte herangeschlichen und hat die braun-weiß gefleckte Ziege, die immer so vorwitzig-eigensinnig sich von der Herde entfernte, am Halse gepackt und ihr mit einem Biß die Gurgel zerrissen. Nun schleppt sie das tote Tier ihrer Höhle zu, um es ihren Jungen zum Abendschmaus vorzulegen. Wohl stürzen die Buben mutig herbei, aber was nützt alles Schreien und Steinschleudern. Ehe sie die entfernte Unglücksstätte erreichen, ist die Wölfin mit ihrer Beute im Geklüfte verschwunden.

Es ist Abend. Eben geht die Sonne unter in goldiger Pracht. Ihre letzten Strahlen vergolden die Berggrate und die fernen Schneefelder. Es ist Zeit, die Herde zu Tal zu führen. Sie wird zusammengetrieben und gezählt. Es fehlen noch zwei Tiere, zwei junge Ziegen. Nach langem Suchen, Rufen, Klettern finden die Knaben die eine der Flüchtigen jenseits des Kammes, wohin eine Grasstelle sie gelockt hatte, die zweite verrät sich durch ängstliches Meckern: Hoch oben auf einem schmalen Felsenband steht sie. Ein Büschel Gras hatte sie dorthin gelockt. Nun kann sie auf dem kaum handbreiten Steg an senkrechter Felswand nicht umdrehen und niemand ihr folgen und sie retten: Verstiegen!

So muß das Tier eine leichte Beute des Adlers werden, wenn nicht die Leute es durch einen Wurf mit einem Stein von einem höheren Felsen aus zum Absturz bringen, um sich das Fleisch und die Haut zu sichern. Aber dazu haben die Buben keine Zeit. Ihnen ist das Gruseln angekommen, denn die Dunkelheit senkt sich rasch auf Tal und Klüfte, und dann ist es auf den Höhen nicht mehr geheuer. Dann werden die bösen Berggeister lebendig und treiben da oben ihr Wesen, so denken die Jungen, die mit ihren Eltern noch in heidnischem Aberglauben befangen sind. Und was wird der Vater sagen und die Nachbarn, deren Tiere — drei Tiere an einem Tage — verloren sind? Wird's Schläge setzen? Wird das Wetter des väterlichen Zornes noch einmal gnädig vorübergehen? Dem Punzog holten neulich an einem Tage zwei Wölfe fünf Schafe aus seiner Herde. Aber doch klopft den beiden das Herz beim Gedanken an die verlorenen Tiere. — — —



Schw. Ribbach. Yaks auf den Höhen des Karsong-Passes (Himalaya).

Fortsetzung folgt.

Einer unserer Jugend-Missionsbünde.

Unser Neudietendorfer Jugend-Missionsbund für Mädchen besteht seit drei Jahren und zählt durchschnittlich 30 bis 40 Mitglieder. Diese sind ausschließlich Schulkinder und nicht, wie in den meisten andern Jugend-Missionsbünden, Schulentlassene. Die Gründung unsrer hiesigen Gruppe entsprang dem Wunsch, den Kindern die Mission, die ihnen bisher noch ganz fremd war, etwas näher zu rücken und sie dafür zu erwärmen.

Im Sommer sammeln wir die fröhliche Schar im Garten, im Winter im Speisesaal. Natürlich machte sich von Anfang an eine Teilung in zwei Gruppen notwendig,

da die 15-jährigen doch ganz andere Ansprüche an den Stoff stellen, als die 6-jährigen. Es ist reizend zu sehen, wie sich schon die kleinen A-B-C-Schützen zum Jugendbund drängen.

Hand in Hand mit dem Erzählen und Besprechen geht die Beschäftigung. Die Kleinen werden in Handfertigkeit unterwiesen, während die Größeren Handarbeiten machen. Hier gilt's eben, aus nichts etwas zu schaffen; drum freuen wir uns über jedes Stoff- und Garnrestchen, das für unsern Jugendbund abfällt. Aber die Kinder sollen auch lernen, daß Liebe erfinderisch macht. In den Schülerinnen unsers Töchterheims haben wir Helferinnen, die rechts und links raten und zeigen müssen. Das ist für sie zu gleicher Zeit der praktische Teil ihres Jugendpflege-Unterrichts. Sie sollen auch ab und zu unter unserer Leitung den Kindern eine kleine Besprechung halten. Kinder lieben Abwechselung, und die Arbeit kann auf diese Weise frisch und unmittelbar bleiben, vorausgesetzt natürlich, daß derselbe Geist uns verbindet.

Durch das Arbeiten für die Mission zeigen wir schon den Kleinen den praktischen Weg. Wie stolz sind unsre Jugendbündler, wenn sie beim Missionsfest an ihrem eignen Tisch die selbstgemachten Herrlichkeiten verkaufen oder gar, wie einmal, einen Missionsbazar veranstalten helfen durften! Manch schöner Erlös, der die Kinder staunen machte, konnte schon für die Mission nach Herrnhut wandern. — Einmal haben wir es auf ganz besondere und doch so einfache Weise angefangen. Es galt einen Spielplatz von Unkraut zu säubern. Und da haben wir uns vermietet — ja vermietet, als ganz richtige Arbeitsfrauen! Bald sah man die kleinen Gestalten am Boden kauern und eifrig mit ihren Messern hantieren. Manch fröhliches Lied wurde dabei gesungen — von den unterdrückten Seufzern, die die ungewohnte Arbeit im Sonnenbrand hervorrief, laßt mich schweigen. Es war ja für die Mission! — Und wie stolz zog unsere liebe kleine Gesellschaft zur Post, um das selbstverdiente Geld eigenhändig an den „Jugendbundvater" nach Herrnhut zu schicken! Aber denkt nicht, daß wir's uns immer so sauer werden ließen. Im Frühling und Sommer haben wir auch ab und zu einen Spaziergang gemacht und draußen gespielt. Man muß sich doch auch miteinander an Gottes schöner Natur freuen! Dann im Winter unsre Weihnachtsfeier mit Gesängen, lebenden Bildern oder gar einer Aufführung! Das sind Höhepunkte! —

Aber es drängt mich, auf den Kernpunkt unsrer Sache zu kommen. Wir heißen wohl J.M.B, und doch handelt unser Erzählen nicht nur von der Mission. Bei Kindern legt sich ja auch ein regelrechtes Studium von Land, Leuten, Sitten und Gebräuchen weniger an. Es gilt da Punkte herauszugreifen, die ihnen wirklich etwas sagen. Und das ist nicht immer leicht. Darum besprechen wir auch mit den Großen ihnen verständliche Lebensfragen, führen sie in die innere Mission ein und lassen sie selbst mit arbeiten, während man den Kleinen zwischendurch etwa eine Geschichte vorliest.

Aber ob so oder so, wir, die wir diese Arbeit in die Hand bekommen haben, wollen doch alle das eine: unsre Kinder zum Heiland führen und ihnen das Herz weit machen. — Er, der Meister mache uns alle zu geschickten Werkzeugen; Er gebe auch das Gedeihen zur köstlichen Jugend-Arbeit! Mit herzlichem Gruß

Helene Croeger, Neudietendorf.

Ein Kaiserwort an die Jugend.

Der Monat August brachte früher den österreichischen Landen den Geburtstag ihres ehrwürdigen, frommen Kaisers. Wie oft habe ich diesen Tag, den 18. August, jenseits der Grenze verlebt und konnte Zeuge der Liebe und Verehrung sein, mit der das Volk zu seinem geliebten Kaiser Franz Joseph aufblickte! Nun sind auch dort drüben die Verhältnisse sehr andere geworden, als sie waren. Vergessen aber hat man den greisen Kaiser noch nicht. Und vor allem ist sein treues Bekenntnis zu seinem Gott und Heiland noch in aller Munde. Er soll auch zu uns noch einmal reden und zwar durch den herzbewegenden Brief, den er in schweren Zeiten an die Kinderwelt seines Volkes schrieb. Ach, schwere Zeiten hat er viele durchgemacht in den fast 9 Jahrzehnten seines Lebens. Er war geboren 1830 und regierte seit dem 2. Dezember 1848; gestorben ist er mitten im Krieg am 21. November 1916, 86 Jahre alt, nachdem er 68 Jahre lang die Geschicke seiner Völker geleitet hatte. Seine Frau ist von roher Hand ermordet worden, sein Sohn starb eines jähen Todes usw. Schließlich stand er einsam und allein. Aber gerade solch eine Lebensführung, die war geeignet, diesen edlen Mann zu dem Gott allen Trostes und aller Kraft hinzuleiten und ihn zu befähigen, auch zu anderen Großen und Kleinen zu reden von dem Glück, das wir haben, wenn wir uns der Führung dieses starken Gottes anvertrauen. Und das tut er im folgenden Brief. In dieser frommen Gesinnung fand er sich ja auch mit unserem Kaiser und der Kaiserin, die auch manch gutes Bekenntnis abgelegt und ihrem Volke manches Mahnwort gesagt haben. „An die lieben Kinder unseres Reiches. Wenn ich, an der Schwelle des Grabes, in so ernster Stunde an euch mich richte, geliebte Kinder, geschieht es aus mehrfachen Gründen. Einmal waret ihr immer die Freude, der Trost, ja oft in schweren Zeiten meines langen Lebens der einzige Trost und die einzige Freude eures Kaisers und Königs. Wenn ich euch sah, traf mich in dem Schatten meines Daseins wieder ein Sonnenstrahl. Ihr seid es, Kinder, die dem Herzen eures Kaisers und Königs am nächsten steht, die Blumen meines Reiches, die Zierde meiner Völker, der Segen der Zukunft. Aber nicht bloß eurem Kaiser und König steht ihr am nächsten, noch einem, vor dem auch die Mächtigsten dieser Welt hilflose Geschöpfe sind, Gott, unserem Herrn, in eurem Auge strahlt noch das Licht des Schöpfungsmorgens, um euch ist noch Paradies und Himmel. Gott ist allmächtig, in seiner Hand liegt das Schicksal aller Völker. Seinem Willen beugt sich alles, nach ihm lenken sich die Sterne und die Menschen. Daß diese allmächtige Gotteshand Oesterreich-Ungarn hüte und bewahre, es über seine zahlreichen Feinde siegen und im Siegen erstarken lasse, zu Gottes Ehre und Verherrlichung, das ist noch das einzige, was mir nach einem an Trübsal reichen Leben zu wünschen übrig bleibt. Es war mein Wunsch, als ich so jung und hoffnungsfelig auf den Thron meiner Väter stieg, es wird der Wunsch sein, der bald vielleicht auf meinen sterbenden Lippen als das Wort der letzten Liebe und Sorge für meine Länder, meine Völker verweht. Gott lenkt alles so, wie er es will. Wir Menschen vermögen nichts außer ihm und ohne ihn. Da ihr, liebe Kinder, Gott zunächst steht, bittet euch euer Kaiser und König, betet, daß er uns segne und unserer Sache seine Gnade schenke. Gott erhört das Gebet der Unschuld, weil er sie liebt, in ihr sein Bild erkennt. Darum lasset nicht ab, zu beten mit gefalteten Händen, ihr Kleinen und ihr Kleinsten. Wenn des Reiches Kinder für ihr Vaterland beten, weiß ich, unser Stern steht gut. Dann seid ihr mit teilhaftig am Freuden- und Ehrentage des Reiches. Ihr habt den Segen herabgefleht auf unsere Fahnen, auf unser Heer. Liebe Kinder, vergeßt nicht das Reich, dem ihr auf Erden zugehört, und seinen alten Kaiser."

Rätsel.

Ein Virtuose spielt Klavier.
Entzückt, begeistert lauschen wir.
Er braucht das Rätselwort gewandt.
Ist dir der Komponist bekannt?
Setzt du dem Wort ein l hinzu,
Hast du den Namen auch im Nu.

„Aus Nord und Süd" erscheint zweimonatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Bechler, Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 9/10. September/Oktober 1920. 21. Jahrgang.

Klein=Enno auf der Reise

vom Himalaya nach Indien, England, Deutschland, nachdem er mit Vater und Mutter des Landes verwiesen worden war.

1. Der Aufbruch von Khalatse.

Es war ein trauriger zweiter Geburtstag, den der kleine Enno (Reichel) in Khalatse im Himalaya feierte. Seine Eltern konnten nicht fröhlich mit ihm sein; der kleine Putztisch stand mitten unter halbgepackten Koffern, und draußen weinte die Tseskyid, sein treues Kindermädchen vor Herzeleid. Er selbst begriff es ja noch nicht, daß er seit der Ankunft des Telegrammes aus Srinagar, der Hauptstadt Kaschmirs, ein Kriegsgefangener der Engländer war, die im Kaschmirstaate keine Deutschen mehr dulden wollten.

Drei Tage später hob man ihn in seine kleine Dandie, welche aussah wie ein Bettchen aus Segeltuch, das man an zwei seitlich angebrachten Stangen trug, und fort ging es auf die lange Reise in die Gefangenschaft. Die Eltern schlossen sich zu Pferde an, auch die Köchin und ihr Mann, dann die vielen Lastpferde mit den Koffern und Bettballen, eine ganze Karawane. Es war am 10. Oktober 1914, noch war der Himmel blau und die Luft warm. Was gab es da nicht alles für den kleinen Jungen zu sehen! Vor ihm baumelte der Zopf des vorderen Trägers, der mit seinem hinten tragenden Kollegen die ganze Zeit eintönig sang, und zu beiden Seiten hörte er die zwei Männer, die nach geraumer Zeit die Träger ablösen sollten, die Träger durch Rufe anfeuern. Da liefen sie beinahe im Sturmschritt durch die enge Schlucht am rauschenden Bache entlang, hier und da ihn überhüpfend, dann in schwindelnde Höhe hinauf auf dem schmalen, scharf zickzack laufenden Pfad, der die Schlucht abschließt, dem Dorfe Yuru zu, das für den ersten Tag das Ziel war. — Hier angekommen, war es dem Kleinen eine Lust, mit der Köchin in die von Rauch geschwärzte Küche des Rasthauses zu gehen und beim Bereiten des Abendbrotes zuzusehen, war man doch erst am Nachmittage in Khalatse aufgebrochen. In der Nacht diente ihm die Dandie als Bettchen, und es dauerte garnicht lange, so schlief er fröhlich ein. Aber, o weh:

2. Durch den Schnee über den hohen Paß.

Am nächsten Morgen lag das Dorf Yuru und alle umliegenden Höhen in tiefem Schnee. Man mußte weiter reisen, aber die Träger wollten nicht, und einige Führer der Lastpferde zogen es auch vor, nach Khalatse zurück zu gehen. Da blieb Ennos Vater nichts anderes übrig, als einige ganz neue Leute zu mieten, die es übernahmen, die Dandie selbst in tiefem Schnee weiter zu tragen. Ein kleinerer Paß wurde etwas mühsam überschritten, dann ging es gleichmäßig auf der Hochebene weiter, immer durch Schnee. Da mußte Enno sich hübsch unter seinem Wachstuchdach halten. Das Liegen in der Dandie statt des Sitzens war ihm sehr langweilig. Schließlich nahm das Schneetreiben noch mehr zu, Tag um Tag ballten sich schwarze Wolten am Himmel. Einige Stunden, ehe man am 17. Oktober im Dorfe Dras einzog, konnte niemand von der Karawane mehr das andere sehen! Was mag Klein-Enno mit seinem Trägern so allein gefühlt haben, als er Vater und Mutter nicht mehr mit ihren Pferden sah; dadrang auch die Nässe durch alle seine Decken ein. In Dras mußte ein Trockentag gehalten werden, wo die offenen Kaminfeuer des Rasthauses dem Kleinen erst ein trockenes Bett und eine trockene Decke verschafften. Am folgenden Tage begann bei klarem Wetter der Aufstieg auf den gefährlichsten und deshalb gefürchtetsten Paß der Reise, den Sodschi. Auf der Höhe angekommen, ruhte man sich erst noch eine Nacht in dem Rasthaus aus, um frische Kraft zu sammeln für den langen Marsch auf dem Paßkamm hin und für den schwindelnd tiefen, steilen Abstieg auf der Kaschmirseite. Indische Kaufleute aber, die der Karawane vorausgezogen waren, rieten Ennos Vater ab, den Abstieg zu wagen, der Weg sei gänzlich vereist, auch kämen fortwährend Lawinen herabgestürzt, ja gestern sei ein Mann auf dieser Strecke verschüttet worden. So gab man die Weiterteise für den Tag auf und kehrte einige

Stunden zu dem Rasthaus auf der Höhe des Sodschi zurück. Das Kind ahnte ja nicht, was ihm am anderen Morgen bevorstand. Es war tatsächlich wie die Inder gesagt hatten. Der steile, so schmale Pfad, der den Paß ins grüne Sindtal hinabführt, war eine Eismasse, auf die hie und da Lawinen gestürzt waren, welche hohe Berge auf dem Wege bildeten, über die man klettern mußte. Dazu drohten von den Höhen geschmolzene Schneemassen herabzustürzen. Die Lastpferde wurden abgeladen und Stufen für sie mit der Axt ins Eis gehauen; die Männer nahmen Kisten und Ballen auf ihre Rücken, Ennos Eltern gingen oder stolperten zu Fuß weiter. Und der kleine Enno? Schutzengel haben ihn den Weg hinab geleitet. Seine Mutter hat ihn die ganzen bangen Stunden nicht sehen können, denn die vielen Wegbiegungen versperrten ihr den Blick nach hinten und vorn. Aber im Rasthaus am Fuße des Sodschi durften die Eltern ihr Kind frisch und gesund umarmen. Wie innig haben sie dem lieben Gott für seinen treuen Schutz gedankt! Die Träger alle bekamen wohlverdienten Extralohn. Eine Viertelstunde nach der Ankunft donnerte eine Lawine auf den eben beschrittenen Weg herab!

3. Im Kaschmirtal.

Je mehr man sich der Stadt Srinagar näherte, wurde die Reise des kleinen Kriegsgefangenen freundlicher, war man doch nun aus den hohen Himalayabergen in das Kaschmirtal hinabgestiegen. In Srinagar nahm Enno und seine Eltern eine englische Missionsärztin (Dr. Kate Knowles) sehr liebevoll auf. Der Kleine war selig, in ein weißes Bettchen zu kommen, und das gute Essen der Tante schmeckte ihm auch besser, als die einförmige Reiskost. Fünf Tage gestattete die englische Regierung den müden Reisenden zur Erholung in Kaschmir, dann ging es ganz ins ungewisse auf rein britisches Gebiet, fürs erste nach Rawal Pindi im nördlichen Pandschab.

Hatte es in den hohen Bergen viel geschneit, so regnete es auf der ganzen weiteren Fahrt mit der Tonga, dem federlosen, zweiräderigen Wagen, der von zwei Pferden gezogen wird. Eigentlich hatte er nur zwei Sitzplätze, so mußte Enno auf Vaters Schoß oder auch zwischen den Eltern sitzen. Man zog die schöne, breite, gut gebaute Straße in dem herrlich bewaldeten Tal des Jhellum (Dschellöm). Von der Pracht aber erblickte man nicht viel, unaufhörlich strömte der Regen auf das Dach des Wagens herab, weichte auch die Straße auf, so daß ganze Teile abrutschten und Steinblöcke, die herabrutschten, den Weg oft versperrten. Bei einer Tunnel-Einfahrt ergoß sich ein ganzer Steinregen auf das Wagendach. Abends hatte man stets Not, in den Rasthäusern die Decken trocken zu bekommen, denn die Bettballen, die nur auf dem Dache Platz finden konnten, waren durchgeweicht. Herzlich froh waren Ennos Eltern, ohne bösen Unfall in Rawal Pindi anzukommen und im dortigen Rasthause Wohnung zu nehmen. Hier wurde es der Familie fürs erste erlaubt, wohnen zu bleiben, nur Ennos Vater mußte sich Dienstag und Freitag bei der Militärbehörde melden. Rawal Pindi ist die größte Garnisonstadt des nördlichen Pandschab, wo jegliche Art von Truppengattungen liegt, Weiße und Farbige.

Nicht weit vom Rasthause entfernt wohnten amerikanische Missionare, deren Kinder Enno gern zum Spielen holten. Sehr bald wurde aber das Leben in dem Rasthause, das hier wie ein regelrechtes Hotel war, Ennos Eltern zu teuer, und da erhielten sie die Erlaubnis, bei einem englischen Missionar zu wohnen. der sie, die er doch



Die im Gefangenenlager in Indien Eingeschlossenen.
Enno (das 4. Kind von links), sein Vater (der 3. Mann von rechts) und seine Mutter (die 1. Frau von rechts).

noch garnicht kannte, für ein geringes Kostgeld aufnahm. Im Hause selbst gab es aber keinen Platz, so lernte Enno auch das Zeltleben kennen. Im Garten der freundlichen Missionare (Cowie mit Namen) wurde ein vom Militär gemietetes großes Zelt aufgeschlagen, das eine Wohnstube und Schlafstube hergab, denn es war eigentlich für 50 Soldaten bestimmt, hatte auch ein doppeltes Dach. Im Hause von Cowies nahm Enno seine Mahlzeiten ein. Manchmal lud ihn auch der gute Onkel Großmann, ein deutscher Pianohändler in Pindi, zum Kaffee oder Abendessen ein, wo er dann auch Onkel Schulz und Ahrends und andere Deutsche traf. Oft sah er in der Stadt Soldaten mit Musik marschieren oder einen festlichen Umzug der Heiden; kurz es gab eine Menge Dinge, die seinen kleinen Gesichtskreis erweiterten.

Aber am 1. Dezember wurde es doch ganz empfindlich kalt, weil es viel regnete und der Regen oft durch das Zelt floß. Und da Enno zahnte, war die Kälte nachts schädlich für ihn, er war auch garnicht mehr recht fröhlich. Unter diesen Umständen freuten sich die Eltern, daß das Zeltleben ein Ende nahm, als sie, ohne den Grund zu erfahren, den Befehl erhielten, Rawal Pindi zu verlassen. G. Reichel. (Schluß folgt.)

Schafe und Ziegen in Westtibet.

Von S. H. Ribbach. (Schluß.)

Wir stehen auf dem Scheitel des Baralatscha-Passes, der noch ein gutes Stück höher liegt als die Spitze des Mont Blanc. Wir marschieren der fernen Hochebene zu. Da holen wir eine Schaf- und Ziegenherde von etwa 200 Tieren ein, die von zwei Tibetern getrieben werden. Jedes der Tiere trägt einen Sack auf dem Rücken, in dem sich Korn oder getrocknete Aprikosen befinden. Die Leute sind Nomaden (Viehbesitzer und Berghirten) von den Hochsteppen von Rupschu. Sie haben mit ihren kleinen Lasttieren Salz, Soda und Wolle zu den Bauern in den niederen Tälern gebracht und diese Erzeugnisse ihrer Heimat gegen jene Güter eingetauscht. Denn Korn und Obst gedeiht auf den rauhen Hochsteppen nicht.

Abends, eine lange Weile, nachdem wir unser Zeltlager am Fuße des Passes aufgeschlagen haben, treffen auch die Nomaden mit ihren Tieren ein. Diesen werden die schweren Säcke (jeder wiegt etwa 15 kg) abgenommen und als Schutzmauer gegen den eisigen Paßwind um das Lager aufgebaut. Die meisten Tiere stürzen sofort an den Bach, um ihren Durst nach dem langen, anstrengenden Marsch zu stillen. Einige Tiere sind übermattet zusammengesunken und liegen wie leblos am Boden. Die übrigen beginnen, auf der saftigen Weide am Bache hin zu grasen.

Abends wird die Herde zusammengetrieben und jedes Tier mit einem ganz kurzen Strick an ein langes, am Boden liegendes, fest angepflöcktes Seil gebunden, in zwei Reihen dicht nebeneinander, sodaß die Köpfe beider Reihen einander zugekehrt sind.

Auf diese Weise machen die Tibeter mit ihren Tieren weite Handelsreisen, auf denen sie oft monatelang unterwegs sind und viele Strapazen und Gefahren zu bestehen haben. Manches Tier bricht unter seiner überschweren Last zusammen und steht nicht wieder auf. Viele werden lungen- und herzkrank von der Ueberanstrengung in der dünnen Luft jener Höhen und gehen zugrunde. Manches Tier wird eine Beute wilder Tiere oder kommt im reißenden Bergstrom um.

Durch ihre Wolle und Haare, das Fell und das Fleisch, sowie durch ihr Lastentragen bringen die Schafe und Ziegen den Tibetern den größten Nutzen. Der ganze Reichtum der Steppenbewohner besteht in ihren Herden. Aus der Wolle der Schafe spinnen die Tibeterinnen mit ihrer kleinen Spindel ohne Spinnrad Wollfäden, aus denen der Weber auf seinem sehr einfachen Webstuhl grobes, aber sehr warmes Tuch webt. Jetzt stricken viele tibetische Frauen (und manche Männer) auch Strümpfe, was sie von den Missionarinnen gelernt haben.

Die tibetische Ziege, die oft fälschlich „Kaschmirziege" genannt wird, trägt unter ihrem Oberkleid von langem, grobem, bis auf den Boden herabhängendem Haar ein Unterkleid von sehr feinem, flaumweichem Haar. Aus dem ersteren stellen die Tibeter schöne, feste Decken, Teppiche, Säcke und Stricke her. Die feine Unterwolle kaufen die Händler aus Kaschmir auf, und dort werden daraus feine Gewebe, die berühmten Kaschmirschals hergestellt.

Und das Fleisch? Wenn die Tibeter das Gebot ihres Buddha, des großen und weisen Lehrers, den sie als höchsten Gott anbeten und dem sie große Tempel und Klöster bauen, streng halten wollten, müßte jedes Schaf und jedes andere Tier dort eines natürlichen Todes sterben. Wohnt doch nach dem Glauben jener Völker des Ostens in jedem Tiere wie in jedem Menschen eine lebendige Seele, die nach Er-



Javanen in Suriname.

lösung strebt und verlangt, und die nach dem Tode des Tier- oder Menschenleibes, den sie gerade bewohnt, wieder aufs neue Wohnung in einem neuen Leibe sucht und findet, um aufs neue durch Streben nach Tugend und Verdienst (auch ein Tier soll das können) sich selbst zu erlösen, um endlich nach Tausenden von Neuverkörperungen befreit zu werden aus den Fesseln des irdischen Lebens mit seinem bösen und törichten Begehren, seinen Lüsten und Sünden, seinem Leiden und Sterben, und einzugehen in die ewige Ruhe, wo alles Leiden ein Ende hat. Wer also ein Tier, und sei es auch nur ein kleines Insekt, eine Fliege, einen Fl.. tötet, der greift mit freoelnder Hand ein in dieses Erlösungswerk und tut damit eine schwere Sünde.

Und doch — der Hammel schmeckt doch so gut, dem tibetischen Bauern wie auch dem Priester, der doch über dem Halten des Gebotes wachen sollte; und da findet er denn manche Hintertüre, um das Verbotene doch zu erlangen, und dadurch kommt er zu arger Heuchelei und schlimmer Grausamkeit.

Gibt es an einem größeren Orte einen mohammedanischen

Fleischer, dem ja seine Religion das Töten von Schafen und Ziegen nicht verbietet, dann kauft der Buddhist getrost bei ihm das Fleisch. Er hat ja dann nicht selbst das Tier getötet, so redet er sich ein, und begeht darum keine Sünde, wenn er auch das Fleisch genießt. Der Tibeter schnürt oft mit einem Strick dem Schafe, dessen Fleisch er essen möchte und das deshalb sterben soll, die Schnauze zu, daß es nicht atmen kann und langsam ersticken muß. Auf solche und andere noch scheußlichere Weise werden die armen Tiere oft zu Tode gemartert und der „fromme" Buddhist redet sich dann noch ein, er habe ja das Tier nicht getötet, es sei „gestorben", es sei ja kein Blut geflossen, kein Wasser benutzt worden. Die kleine Sünde, die etwa noch übrig bleibt, beichtet der Tibeter seinem Lama (Priester), dieser weist ihn an, einige geweihte Lampen dem Buddha im Tempel zu opfern oder einige Gebete von den Lamas lesen zu lassen, wofür er sie gut bezahlen und füttern muß; damit ist nach der Meinung dieser Leute die Sünde getilgt.

So ist die Mehrzahl der Tibeter noch in Finsternis und Irrtum der Sünde befangen. Die Missionare aber sind zu ihnen gekommen, um ihnen die gute Botschaft zu bringen von dem „Kontschoggi luggu" (dem Gotteslamm), das der Welt Sünde getragen hat. Gottlob, wir haben auf unserer Station in jenen Bergen eine kleine Schar solcher, die jenes Gotteslamm kennen gelernt und seine Macht an sich erfahren haben.

Das Javanische Kinderheim in Leliendaal (Suriname).

In Suriname wohnen hauptsächlich Neger; daneben aber auch Chinesen, Inder und Javanen, die aus Asien herübergekommen sind. Unter den Javanen treibt die Brüdergemeine seit zehn Jahren Mission. Und da war es unserem Missionar Br. Bielke immer schmerzlich, daß er für die Kinder dieser Leute, die auf den Plantagen meist inmitten von viel Sünde und oft von ihren Eltern vernachlässigt aufwachsen, nichts tun konnte. Der Widerwille dieser Mohammedaner gegen das Christentum war zu groß. Nun aber kam eine Zeit, da die Leute Mangel litten an Lebensmitteln, und außerdem brach die Grippe aus, und da starben viele Eltern von Kindern. Da wurde nun Br. Bielke gebeten, eine Anzahl Waisen und andere vernachlässigte Kinder in seinem Wohnort Leliendaal aufzunehmen und zu versorgen. Und jetzt sind es schon 20 Kinder, von denen zwei christlichen Javanen zur Erziehung übergeben worden sind, während 18 (13 Knaben und 5 Mädchen) in Leliendaal in einem Heim erzogen werden. —

Nun feierte im Oktober 1918 unser Missionsgeschäft in der Hauptstadt Surinames, Paramaribo, sein 150-jähriges Bestehen; und bei dieser Gelegenheit schenkte die Leitung der Firma der Javanen-Mission ein neues, luftiges Kinderhaus, in dem 10 bis 12 Kinder Aufnahme finden können. Und außerdem verlieh die Regierung der jungen Anstalt das Vorrecht, daß seine Einwohner sich umsonst ärztlich behandeln lassen, auch Medizin und Verbandzeug unentgeltlich beziehen dürfen, vor allem aber setzte die Regierung für jedes Kind auf eine Anzahl Jahre eine jährliche Unterstützung aus.

So haben diese Kinder nun ihr eigenes schönes Heim, ja, da die Zahl der bedürftigen Burschen und Mädelchen, die zum Missionar gebracht werden, immer mehr wächst, denkt man schon an den Bau eines zweiten Kinderhauses.

Und nun etwas von dem Leben der Kinder im verflossenen Jahr! Nachdem die böse Grippe glücklich überwunden war, blieben die Kinder das ganze Jahr hindurch im allgemeinen gesund. Doch war es nötig, eine besondere Verbandstube und bald auch eine Isolierkammer einzurichten, wo die Kinder in den ersten Monaten nach ihrer Aufnahme wohnen müssen, weil sie meist mit Hautausschlag, Wunden und Augenkrankheiten behaftet ankommen. Ja, man kann sagen, daß in diesem ersten Jahr die Hauptarbeit der Hauseltern darin bestand, die Kinder von allerlei Krankheiten zu befreien und ihnen ordentliche Kost zuzuführen, damit sie erst körperlich erstarkten. Auch galt es, ihnen allerhand ungesunde Angewohnheiten abzugewöhnen und die ersten Begriffe von Reinlichkeit und Ordnung ihnen beizubringen. Weiter war es nötig, gegen die recht fest eingewurzelten Untugenden wie Lügen und Stehlen anzukämpfen. Daneben wurden sie natürlich in der Lehre des Christentums unterrichtet, zu regelmäßigem Schulbesuch angehalten und ihnen Gelegenheit gegeben, in Gartenarbeit und häuslichen Diensten sich zu üben. Ja man hat schon die Möglichkeit erwogen, daß die Kinder, wenn sie etwas älter geworden und der Schule entwachsen sind, die Anfangsgründe des Landbaues studieren oder ein Handwerk erlernen können. Und wie fröhlich und vergnügt leben die Kinder in ihrem Heim zusammen! Das wurde immer wieder deutlich; die Kinder fühlen sich im Heim ganz zu Hause und verlangen nicht nach ihren „Kampen" zurück. Hoffentlich erzählt uns Br. Bielke bald einmal mehr und recht anschauliche Züge aus dem Leben und von der Arbeit der Buben und Mädelchen!

Auch unsere zwei anderen Kinderheime in Suriname

haben im vorigen Jahre eine schöne Erweiterung erfahren. Dasjenige in Alkmaar für britisch-indische Kinder, das Br. Legêne leitet, zählt schon 35 Kinder, obgleich es erst vor reichlich zwei Jahren angefangen wurde. Doch hat man den Bau eines neuen großen Hauses geplant und hat ein Grundstück gekauft, auf dem die Kinder, wenn sie die Schule hinter sich haben, die Landwirtschaft betreiben können.

Und in Saron, wo Knaben und Mädchen bisher in einem Hause erzogen werden mußten, ist jetzt das längst ersehnte Ziel erreicht worden, daß für die Mädelchen ein eigenes Heim geschaffen worden ist. Am 13. November ist es eingeweiht worden.

Ein Rätsel für Indianerkinder.

Als Br. Großmann, der Leiter unsrer Mission im Moskitolande, mitten im Urwalde eine Indianer-Niederlassung aufsuchte, auf der einer unserer Helfer eine Schule angefangen hatte, hielt er eine kleine Schulprüfung und freute sich, daß eine ganze Anzahl Kinder schon lesen und schreiben konnte. Am Schluß der Prüfung gab er den Kindern ein Rätsel auf. Das hieß: „Eine Familie hatte fünf Jungen, und jeder Junge hatte eine Schwester, wieviel Kinder waren in der Familie?" Eine Zeitlang verwirrte dies Rätsel die kleinen Indianerköpfchen; dann aber konnte doch einer rufen: „Ich hab's gefunden!" Und Du?

Rätsel.

Mit H ist's ein beliebtes Tier,
Es hat das Wort mit N wie wir.
Mit B gehört's zu den Verwandten.
Für's Wort mit V wir heute fanden
Den allerschönsten Blumenstrauß
Und brachten froh ihn mit nach Haus.

Aus den Rätseln einer Großmutter (Schw. Glitsch) für ihre Enkel.

„Aus Nord und Süd" erscheint zweimonatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.

Herausgeber Prediger Bechler, Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 11/12. November/Dezember 1920. 21. Jahr

Weihnachtskinder in Eis und Schnee.

Längst schon hatte der kalte Winter wieder mit Frost und Schnee seinen Einzug gehalten im Eskimolande Labrador. Am ersten Advent hatte man auch schon auf der Missionsstation Okak mit den wenigen Leuten, die anwesend waren, das so gern gehörte „Hosianna“ gesungen. Aber viele der Eskimo waren noch auf ihren Erwerbsplätzen, um den Seehundsfang zu betreiben, denn Anfang Dezember kommen gewöhnlich die ersten Seehunde in größeren Herden von Norden her an die Labradorküste und in die Buchten, wo die Eskimo zwischen den Inseln ihre Netze aufgestellt haben. Sie hatten auch in jenem Jahre eine ganze Anzahl solcher „Hosiannaseehunde“ gefangen.

Nun war die Adventzeit fast schon vorüber, und einige Familien waren bereits auf die Station zurückgekehrt. Noch aber fehlten mehrere Familien aus dem Süden, die nach dem schönen Kiglarpaitgebirge zu wohnten.

Es war am Sonnabend vor dem vierten Advent. Der Tag hatte schön angefangen, aber gegen Mittag stellte sich trübes Wetter ein, und der Schnee fiel in großen Flocken immer dichter von dem grauen Himmel herab. Da kam eine Frau, Silpa Millik, mit ihrem kleinsten Kind in der Kappe auf ihrem Rücken, in der die Eskimo die Kinder tragen, zum Missionar in das Missionshaus. Sie erzählte ihm, daß sie von Urdlek, einem 6—7 Stunden entfernten Orte im Süden, gekommen sei und daß ihr Mann, Thomas Millik, vor etwa zwei Wochen dort auf ihrem Platze gestorben sei. Da sie und ihre Kinder ganz allein dort gewohnt hätten, so habe sie mit ihren drei Kleinen den Mann nicht begraben können, sondern habe die ganze Zeit mit der Leiche des Mannes in einem Hause wohnen müssen. Sie wäre wohl schon früher auf die Station gekommen, aber das Schlickereis („Siva“ genannt) habe sie daran gehindert. Sie konnte weder zu Boot noch zu Schlitten über die Buchten kommen. Der Schneebrei im Wasser war noch nicht fest genug gefroren, um darauf fahren zu können. Nun aber hatte sie es versucht, hatte das Allernötigste auf einen Handschlitten

geladen und das kleinste Kind auf den Rücken geno
während die beiden andern Mädchen, im Alter vo
und sieben Jahren, helfen mußten den Schlitten zu
So hatten sie am Vormittag ihren Platz verlas
nach Okak zu gelangen. Die Fahrt war langsam ge
die beiden Mädchen Eva und Rut waren bald m
worden, als der Schnee so dicht vom Himmel herab
sie immer tiefer in ihm versanken. Als sie am Nac
das südlichste Ende der Insel erreichten, auf welch
liegt, und im tiefen Schnee durch den Wald fuh
konnten die beiden Mädchen nicht mehr weiter. A
Mutter konnte kaum noch den Schlitten vorwärts
mußte sie doch daneben das kleinste Kind in der
auf dem Rücken tragen. Wie verlangte sie nach
Aksuta, laßt uns stark sein, so rief die Mutter den
zu. Sie erzählte den Kindern, daß morgen, am S
dem vierten Advent, wieder das „Hosianna“ in der
gesungen werde und dann nur noch wenige Tage
gehen müßten, dann werde die Christnacht gefeiert,
jedes Kind wieder eine weiße Rübe mit einem Licht
würde, sowie einen Kakkojak (Schiffsbrot). In de
würden wieder zwei schöne große Christbäume steh
vielen Lichtern, und dann würden sie alle wieder die
Weihnachtslieder mitsingen können: Unnak, opi
(Stille Nacht, heilige Nacht) und viele andere schön
„Ja Mutter, das wird schön werden“, gaben die
zurück, „und wir freuen uns sehr darauf, aber wi
müde, wir können nicht mehr weiter.“ „Mutter, k
uns nicht fahren?“ fragte die kleine Rut. „Nein,
ich nicht, es ist zu viel Manja“ (weicher Schnee),
Mutter. Wieder versuchten sie es, aber es ging ni
weit, die Kinder konnten wirklich nicht weiter. W
die Mutter tun? Der Schnee fiel noch immer d
Himmel hernieder. Zum Glück war es nicht sehr

Da entschloß sich die arme, müde Frau, d
Mädchen hier im Wald, sie dem Schutze Gottes ei
zurückzulassen und mit dem Kleinsten allein
weiter zu gehen. Auch den Schlitten ließ sie hier

…ern, sie wolle Männer senden mit einem …ten, die sie holen würden. So blieben die …llein. Und doch waren sie nicht allein. Einer war …n im stillen Walde, der ging auch hier „ganz leise, …iner Weise, durch den Wald". Das war der liebe …tt, der hielt seine schützende Hand über ihnen, daß … Kälte noch ein böses Tier ihnen schaden konnte.

…ie arme Witwe aber kam nach Okak und erzählte das … dem Missionar. Sofort fanden sich zwei Männer … die Kinder zu holen. Es war Julius Kakkarsuk, …ied des Aeltestenrates, und Jonas Tituse, ein National… Sie spannten sofort einige Hunde vor einen Schlitten … fuhren nach dem Walde, wo die Kinder sich befanden. … Mutter war so müde, daß sie in Okak bleiben mußte. … Männer sagten, wir werden die Kleinen schon finden. …r es war sehr trübes Wetter, und es wollte gar nicht auf…n zu schneien. Als die Männer in den Wald kamen, …war von den Kindern nichts zu hören und nichts zu …n. Die Männer riefen die Namen der Kinder, aber nichts … zu vernehmen, Totenstille herrschte im ganzen Walde.

Nur der liebe, treu sorgende Vater fehlte. — Am Montag wurde schnell ein Sarg von rohen Brettern gezimmert, und wieder fuhren zwei Männer nach Urdlek, um den Thomas Millik dort auf seinem Platze zu beerdigen. Jener Sarg barg das Herz eines Mannes, der auch gehofft, gekämpft, geliebt und gelitten hatte, um ein bißchen Glück und Glanz in sein armes Eskimoleben zu bringen. Er hatte nicht gedacht, daß er einmal so in die dunkle Erde gebettet werden würde. Bald wölbte sich auch über ihm ein Grabeshügel und begrub ein Stück Menschennot unter sich.

Thomas Millik war in seinem Leben immer arm gewesen, aber doch stets zufrieden mit dem, was Gott ihm gab. Infolge dieser seiner Zufriedenheit war er „reich trotz seiner großen Armut". — Die arme Mutter aber konnte dieses Weihnachten nicht so fröhlich feiern, sie sah es immer vor sich, daß der treue Versorger ihrer Kinder fehlte. Aber sie wußte es auch, daß nicht „des Schicksals harte Hand" ihr den Mann entrissen hatte, sondern ein Gott der Liebe, der sie und ihre Kinder glücklich auf den Missionsplatz gebracht hatte und „ein Vater der Waisen und ein Beistand der Witwen" ist.




Eine Missionarsfamilie (Merten) im Weihnachtszimmer in Labrador.

…en Männern wurde die Sache nun doch bedenklich; …gten sich, ob sie auch die Kinder finden würden. …t waren sie vor Müdigkeit eingeschlafen und nun …nee vergraben. Oder konnte nicht auch ein Eisbär … Wolf gekommen sein und den Kindern einen Schaden … haben? — Immer weiter fuhren die Männer in den … hinein, von Zeit zu Zeit die Kinder rufend. Aber …war zu sehen, noch zu hören, so daß sie immer be…er wurden. Da, — sie hatten wieder einmal ange… und die Namen der Kinder gerufen und wollten, da …s vernommen, gerade weiterfahren, da tönte etwas …ben herüber, das wie Anânak! Anânak! (Mutter! …) klang. Das hörten **beide** Männer.

… ging einer der Männer dahin, woher der Ruf …d wirklich: er fand **die beiden Mädchen!** Sie …f ihrem kleinen Schlitten und waren eben aus einem …rwacht. Nun sie gefunden waren, — o wie freuten … die Großen und die Kleinen! Die Männer setzten …r mit ihrem kleinen Schlitten auf den großen Hunde… und bald ging es nach Okak, der Heimat zu. Welche … der Station, als die beiden Männer glücklich dort …n! Mutter und Kinder waren wieder zusammen! —

Nun hörten Mutter und Kinder wieder in der Christnacht die liebe alte Weihnachtsgeschichte von der großen Armut, die doch alle Menschen reich macht, hörten von dem dunklen Stall, von dem doch Licht über den ganzen Erdkreis ausströmt, von der elenden Krippe und dem, der in ihr liegt, der Heilung und Trost bringt für alle verwundeten Herzen. Die beiden kleinen Waisenmädchen, die stundenlang im tiefen Schnee einsam im Walde zugebracht hatten, sie stimmten fröhlich mit ein, als die Kinder in der Christnacht das Lied sangen: Sekkerngub nuilertub Akkisuktipâtigut; Jesuse! kait, atte. Kaumalinga illumne. — Kaumajoksôjotille! Tarnimnut itterille; kait, attê, Jesuse! Kaumaksalaungmiugale. (Morgenstern auf finstre Nacht.) —

Laßt uns an alle Kinder in den Heidenlanden denken und sie dem l. Gott befehlen, daß er ihnen ein schönes Weihnachten schenke, damit sie ihren Heiland kennen und immer mehr lieben lernen.

K. Filschke.

Jugend und Mission.

Am 18. Juli d. J. wurde in unserer Gemeine in der schönen deutschen Industriestadt Gablonz in Nord-Böhmen ein Mädchenfest gefeiert, das Jahresfest des Mädchenvereins „Luise", der von der unvergeßlichen preußischen Königin seinen Namen hat. Von seiner Gründung im Jahre 1904 an leitet den Verein die tatkräftige Frau Hartig. Das letzte Jahresfest feierte man am 28. Juni 1914, also vor dem Krieg, und zwar an dem Tag, an dem im fernen Serbien der grauenvolle Mord an dem österr. Thronfolgerpaar verübt wurde. Jetzt nach dem Krieg, an einem der strahlenden Sonntage dieses Sommers, beging man wieder eine Jahresfeier. Vorher war tüchtig geübt, geprobt und eine kl. Aufführung einstudiert worden. Dann erhielt jedes Mädchen sein Amt: die eine hatte die Gäste von der Bahn herzugeleiten, die anderen Grün aus dem Walde zu holen, wieder andere das Zimmer zu schmücken. Schließlich wurden Guirlanden gewunden, am Samstag Nachmittag, mit munterem Geplauder und fröhlichem Lachen. Dann kamen die Geladenen herbei. Leider nicht die Daubaer Freundinnen, die Erntearbeit und die Kosten der Reise hielten sie ab. Dafür aber kam ein ganz seltener Gast, Schw. El. Kootz aus Herrnhut, früher in Deutsch-Ostafrika. Die hatte man hergebeten, sie sollte von ihren l. dunklen Safwaleuten in Utengule im Nyassalande viel Schönes und Gutes erzählen.

Der Festtag brach an. Leuchtend stieg der Sonnenball auf und überstrahlte die wunderschönen Berge, die die Stadt umsäumen, mit immer wärmerem Strahl. Um 8 Uhr hielt Br. Schiller den Morgensegen. Dann wurde gefrühstückt. Wie mundete der „richtig gehende" Kaffee und die 3 Friedens-„Hörnl", die jedes zur Feier des Tages erhielt! Das Vereinszimmer sah reizend aus: überall Blumen und Grün, ja auf jedem Tischplatz ein Sträußchen! Frau Hartig ergriff das Wort zur Schilderung der Gründungsgeschichte des Vereins, ihre Schwägerin, die l. „Tante Berta", las das von ihr seinerzeit verfaßte erste Protokoll. Fast alle, die die Gründung miterlebt hatten, weilten noch unter den Feiernden. War das nicht prächtig? In der Festpredigt legte Br. Schiller allen die Dankbarkeit ans Herz, die keine Klagen über böse Zeiten aufkommen läßt. Die Mädchen sangen im Gottesdienst eine Motette. — Eine gemeinsame Mahlzeit verbot sich, aber allen Gästen hat es vortrefflich gemundet, wo immer sie untergebracht waren.



Um ½3 Uhr kamen alle Frau[...] un[...]
Hauptfeier zusammen. Jetzt kam Schw. Koo[...]
Mit regster Anteilnahme lauschten alle ihren [...]
Ausführungen über die Frauen- und Mädchenwelt[...]
Ostafrika. Die Kollekte bewies es, daß sie den [...]
Herz für die Mission erwärmt hatte. Wer es [...]
war, der wurde nun eine Freundin der Mission. M[...]
bleiben und ihr Licht in die Umgebung hineinleucht[...]

Da — ein Schrecken! Es donnert! Ein rech[...]
wetter erhob sich. Als man aber um 7 Uhr wie[...]
sammenkam, da war es doch noch möglich, den fr[...]
sauber einstudierten Reigen aufzuführen. Und endlic[...]
sich noch ein Familienabend an, zu dem sich eine [...]
Gäste aus d[...]
eingefunden[...]
die alle m[...]
lich sein [...]
Anfangs [...]
ernste Gedic[...]
getragen, e[...]
betschor ge[...]
dann erschi[...]
Blumenkö[...]
mit ihren G[...]
und Erfri[...]
wurden [...]
Nachtigal[...]
und die [...]
„Haushalt[...]
schule" — a[...]
Anregung [...]
stimmte froh[...]
— Mit Dank[...]
Gott beschlo[...]
den Festtag. [...]
ten auch [...]
innersten [...]
klingen u[...]
gend im[...]
schiedener[...]
Herrn [...]
werden. [...]
möge der[...]
Jugend[...]
Missio[...]
fester un[...]
hafter si[...]

Nach M[...]
B[...]

Klein[...]
auf der[...]

4. Enno[...]
dater[...]
Seine K[...]
und da[...]
nachten[...]
Gesan[...]

An der Bahn nach Peshawar liegt das Lar[...]
Campbellpur, wo wir Aufenthalt nehmen sollt[...]
eine der vielen kleinen englischen Garnisonen, eine [...]
Lord Kitcheners, der die Garnisonen in kleine, eins[...]
orte verlegte, wo es keine Lustbarkeiten gab. Hie[...]
nun mitten unter die Soldaten; seine Eltern b[...]
Haus des Arztes, der in Frankreich war, als W[...]
gewiesen. Der alte, in Pindi gemietete Diener, [...]
zog auch mit, um teils als Koch, teils als Kin[...]
tätig zu sein.

Kurz vor Weihnachten zeigte sich eine heftig[...]
lung hinter Ennos rechtem Ohr, wohl eine [...]
feuchten Nächte im Zelt. Der stellvertretende [...]
ein Halb-Europäer, riet zu heißen Umschlägen [...]
auch zu Weihnachten, als fühle sich [...]
Zimmer konnte nur mit Grün geschmü[...]


[...]ler Stecker (aus Eibau) in Alaska mit seinem Enkelkind.

Tannenbaum in der baumlosen Ebene von weit her zu beschaffen, wäre zu kostspielig gewesen. Aber „ein deutsches Kind ohne Christbaum", das war der Frau des Landrates zu wehmütig! Diese Dame kannte Geschw. G. Hetzsch. Sie lud den kleinen Enno unter ihren Tannenbaum und bescherte ihm mit ihren Kindern viele schöne Dinge, z. B. eine hübsche Eisenbahn (die übrigens in Nürnberg gemacht war).

Leider verschlimmerte sich das Ohrleiden gegen Ende Dezember sehr, so daß der Arzt zu einer [...]on riet, da er sah, daß das Felsenbein schon ange[...]ar. Aber der Major erlaubte nicht, daß ein Militär[...]no behandelte, da das Kind Zivilgefangener sei. [...]n die Eltern, die sich ja nicht aus dem Orte fort[...] durften, den Landrat um Hilfe. Und dieser wies [...]sarzt an, die Operation auszuführen. So mußten [...]rn ihr einziges, krankes Kind einem grauköpfigen [...]anvertrauen, dem ein junger Mohammedaner beistand. [...]ater ging mit dem Söhnchen ins Kreiskrankenhaus [...]ah zu, wie ein Sikh ihn chloroformierte, der Hindu den [...]en auskratzte und der Mohammedaner ihm das Nötige [...]hte Währenddessen lag die Mutter zu Hause auf den [...] und bat Gott um seine gnädige Durchhilfe. Und wie [...]hat Gott geholfen! Nach 6 Wochen war alles gut [...]und der Kleine hört bis heute gut.

(Fortsetzung folgt.)

Büchertisch.

Winona von Dr. **Eastmann,** der uns schon manche schöne Indianergeschichte geschenkt hat. Hier werden wir wieder in das interessante Land Kalifornien geführt zu den roten Menschen, die jedes Kind entzücken. Verlag Rauhes Haus. 3,75 Mk.

Herm. Francke: Die Vierten. Ein Idyll. Skizzen aus dem Kleinwelker Anstaltsleben. 3. Aufl. Herrnhut 1920, Missionsbuchhandlung. 80 S., steif brosch. 3,50 Mk. Missionar F., früher Lehrer der kleinen Missionskinder im Internat der Brüdergemeine in Kleinwelka bei Bautzen, gibt hier prächtige ernste und heitere Institutsgeschichten zum Besten. Arbeit und Spiel, Ausflüge und Feste, Weihnachten und Heimweh, Ferien, turnerische und militärische Uebungen usw., alles kommt zu seinem Recht, viele werden davon mit Genuß lesen. Schenkt es oder wünscht es euch zu Weihnachten!

Marg. **Lenk: Des Pfarrers Kinder.** Erzählung aus 30jähr. Krieg; gut geb. mit Bildern 17 Mk. Allerliebst, rein und fein. Zwickau, Hermann.

7 Hefte reizende Erzählungen von M. Lenk und B. Mercator, jede mit buntem Umschlag, 20 S., 1 Mk., in Partien billiger. Zwickau, Hermann.

Rätsel.

Kalt und starr, ein Bild des Todes, — Ist die erste Silbe mein, — Darum können die 2 letzten — Nimmermehr bei ihr gedeihn. — In dem Ganzen einem Großen — Ward 2 3 dereinst zuteil, — Und in seinem Gotte fand er — Sein 2 3 zu seinem Heil. K. Spindler.

Rätselauflösungen.

Hase usw., Hände, Händel, Gras, Sarg, Mark, Kram.

Quittung.

Mk. 70,— durch Br. Chrf. Wiemer in Neudietendorf von Lesern des „Nord und Süd" in Melsungen durch Frau Mardorf, daselbst mit herzlichem Dank empfangen **Missions-Verwaltung.**

Inhalt

von „Aus Nord und Süd", Jahrgang 1920.

I. Allgemeines.

[...]rzählungen aus den Missionsgebieten der Brüdergemeine.

[...]II. Der Krieg und die Mission.

IV. Heimatarbeit.

V. Bilder.

[...] und Süd" erscheint zweimonatlich. Bezugspreis im Jahr 50 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto Mk. 1.10, 5 Expl. Mk. 3.10, 10 Expl. Mk. 6.20 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
[...]Bechler, Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.